

It. sing. 1454 $\frac{h}{1}$

<36606386570013

<36606386570013

Bayer. Staatsbibliothek



It. sing. 1454 ⁿ (1)

✓
B R I E F E

A U S D E R

SCHWEIZ UND ITALIEN

V O N

GEORG ARNOLD JACOBI

IN DAS VÄTERLICHE HAUS NACH DÜSSELDORF

GESCHRIEBEN.

ERSTER BAND.

LÜBECK UND LEIPZIG

BEI FRIEDRICH BOHN UND COMPAGNIE.

1796.

Wb/67/52

113 Bs dir.

Jacobi
Briefe
1

B R I E F

AUS DER

SCHWEIZ UND ITALIEN

VON

GEORG ARNOLD JACOBI

IN DAS VÄTERLICHE HAUS NACH DÜSSELDORF

GESCHRIEBEN.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ERSTER BAND.

LÜBCK UND LEIPZIG

BEI FRIEDRICH BORN UND COMPAGNIE.

1866.

DEM
EDLEREN UNTER DEN EDLEN,

DEM
FREUNDE DER WEISHEIT UND TUGEND,

DEM
LIEBLINGE JEDER MUSE,

FRIEDRICH LEOPOLD,

GRAFEN ZU STOLBERG

GEWIDMET

VON

DEM VERFASSER.

DEM

EDLEREN UNTER DEN EDLEN

DEM

FREUNDE DER WEISHEIT UND TUGEND

DEM

LEBENSGEFÄHRN

FRIEDRICH LEOPOLD

GRAFEN VON STOLBERG

STADT

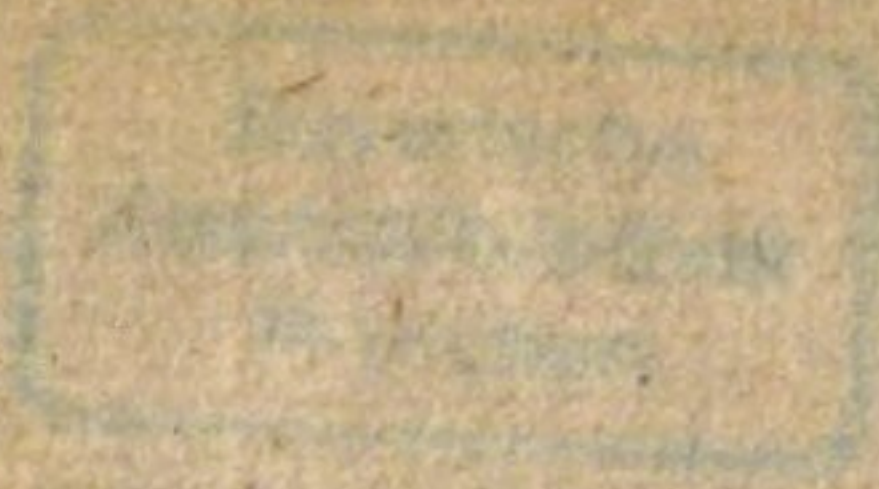
VON

DEM VERFASSER

V o r r e d e.

Was man von diesem Buche zu erwarten hat, ist durch den Titel desselben angekündigt. Es enthält Briefe eines Jünglings an die zurückgelassenen Seinigen, damals ohne irgend eine Absicht auf das Publicum geschrieben. Er verweist in demselben häufig auf das Tagebuch seines väterlichen Führers und grossen Wohlthä-

ters, des Herrn Grafen zu Stollberg,
 das jetzt in allen Händen ist. Seine
 Briefe machen also nicht auf Vollstän-
 digkeit — überhaupt auf kein na-
 mentliches Verdienst Anspruch. Sie
 müssen gelesen werden, wie sie ge-
 schrieben wurden; angenommen, wie
 er sie giebt.



B R I E F E
AUS DER
SCHWEIZ UND ITALIEN.

ERSTER BAND.

B R I E F

AUS DER

SCHWEIZ UND ITALIEN

ERSTER BAND

E r s t e r B r i e f .

Constanz den 24ten August
1791.

Hier sind wir, an den Gestaden des herrlichsten Sees in Deutschland, in einer Stadt, die durch ihre Schicksale immer merkwürdig, aber auch immer ein Denkmal von Unrecht, Grausamkeit und Unterdrückung bleiben wird. Ihre Lage an dem Rhein und an einem See, der über dreyszig Stunden im Umkreise hat, bietet ihr zu allen Arten des Verkehrs und Gewerbes die größten Vortheile dar; aber sie hat ihre betriebsamsten Bürger vorlängst mit ihrer Freyheit verloren; das Gras wächst auf den Strassen, und über-

2

all stößt man nur auf weitläufige Klöster und eine zahllose Geistlichkeit. So gewährt der Besitz dieser Stadt dem Hause Oesterreich die wenigsten der gehofften Vortheile, und die Art, wie es dazu gelangt ist, wird nie vergessen werden.

Ihr habt die letzten Nachrichten von uns aus Carlsruhe erhalten. Es war der 16te, als wir uns von unsern dortigen Lieben trennten. Wir flogen durch die lange Pappelallee, und hatten Durlach bald hinter uns. Dort beginnt ein schönes Thal: dichter Wald krönt zu beyden Seiten das Gebirge, und unten prangen herrliche Wiesen, worinn grade itzt alles mit der zweyten Heuerndte beschäftigt war. Der heitere Morgen ward uns noch schöner dadurch, dafs wir überall Wohlstand und Zufriedenheit sahen, wo wir in diesem Lande nur hinblickten. Sechs Stunden von Durlach liegt Pforzheim, die wichtigste Stadt des Badischen Landes, durch ihre Manufacturen und ihren beträchtlichen Handel. Eine Feuersbrunst

A

verwüstete vor etlichen Jahren einen grossen Theil der Stadt; sie erhebt aber jetzt schöner aus ihrer Asche. Hier tritt man in das freundliche Thal, welches die Enz durchfließt. Weinberge heben sich zur Linken, zur Rechten der Schwarzwald, und in der Mitte windet sich in herrlichen Wiesengründen der klare Fluß. Die Hitze war sehr drückend, und dazu hatten wir das Unglück, eine Stunde vor der Station einen Schwanenhals zu zerbrechen, dessen Ergänzung uns in dem Württembergischen Städtchen Vayingen so lange aufhielt, daß wir erst nach Neun Uhr Abends in Stuttgart anlangten. Das Württembergische Land gleicht einem reichen Kornfelde, und ist unstreitig nebst dem Badischen das schönste in Schwaben. Stuttgart, eine fast nur aus Holz erbaute Stadt, hat wenig Gefälliges; doch ist das herzogliche Schloß ein schönes Gebäude. Wir gingen Mittags in die Militairacademie, und kamen grade zurecht, um die jungen Leute mit einander speisen zu sehen. Der Saal ist schön, und Freude ist es, so

viele muntere, wohlgenährte Knaben bey einander zu sehen. Nur das Niederfitzen, Aufstehen und Abmarschiren nach dem Commando ist eine eckelhafte Aeßerey, und bringt dem Geschmack des Stifters keine Ehre. Die Anstalt hat übrigens viele gute Seiten. Die Schlaf-Säle sind räumlich und lustig; der Garten, wo jeder Zögling sein kleines Beet hat, ist groß und voll schöner Bäume, und an allen Arten von Lehrern und Aufsehern ist kein Mangel. Es sollen ihrer über Hundert seyn. Ein Zögling giebt, wenn der Vertrag auf mehrere Jahre gemacht wird, auf das Höchste 500 Gulden; sonst steigt das Kostgeld mit dem Alter. Viele junge Leute unterhält der Herzog auf seine Kosten. Nachmittags fuhren wir nach der Solitude, dem herzoglichen Lustschloß, welches anderthalb Stunden von Stuttgard auf einem Berge liegt. Um das Schloß stehen Bildsäulen, die nichts weniger als schön sind, und der Garten ist ein unerträgliches Schneiderwerk in dem kleinlichsten Geschmack. Hätte man doch lieber

den Wald stehen lassen, der ehemals den Berg bedeckte! Noch ist eine schöne Spur von ihm übrig, drey gewaltige Eichen, die einem Stamme entwachsen sind. Zwischen ihren Kronen war ein Tanzboden angelegt worden; warum er nicht noch da ist, weiß der Himmel: wenigstens hat ihn der Geschmack des Herzogs nicht vertilgt. Von dem Schlossplatz hat man eine herrliche Aussicht über die fruchtbaren Ebenen, und diese Gabe der Natur ist hier das einzige wirklich Sehenswürdige. Das Schloss selbst zu betreten, wird Niemanden verstattet; man darf nur durch die Fenster hineinschauen. Der Herzog wohnt gewöhnlich zu Hohenheim, einem andern Lustschloß, welches er seiner Gemahlin hat erbauen lassen. Er soll unfägliche Kosten darauf verwendet haben. Nicht ohne große Mühe erhält man von ihm die Erlaubniß, es zu sehen, und in seiner Abwesenheit hat er es schlechterdings verboten. Nur von den benachbarten Höhen darf es anstaunen, wer dieses der Mühe werth findet. Die Anlage soll

mehr im Englischen Geschmack, aber doch sehr bunt und sonderbar seyn. Wir kehrten Abends nach Studtgard zurück, und waren mit der Verwendung dieses Nachmittags nicht sehr zufrieden.

Den 18ten Morgens traten wir unsere Reise nach Ulm an. Anderthalb Stunden von Studtgard liegt in einem reizenden Thale die freye Reichsstadt Efslingen. Lachende Weinhügel reihen sich auf einer Seite an einander; auf der andern krönt reiche Waldung das höhere Gebirge, und unten strömt durch fette Wiesen, in mannichfachen Windungen, der Neckar. In diesen Fluß fällt, nicht weit von hier, die Vils, an deren Ufer man von dort in gleich lachenden Thälern hinauf fährt. Das Städtchen Göppingen, wo die zweyte Station ist, hat einen Gesundbrunnen. Vor Neun Jahren verlor es durch eine Feuersbrunst 565 Häuser; sie sind aber schon meistens besser und regelmässiger wieder erbauet

worden. Schön ist die Lage dieser Stadt, mitten in einer fruchtbaren Ebene, die von dem Neckar und der Vils durchströmt, und von fernem Gebirgen begränzt wird. Es beherrscht sie der Staufenberg, der in kegelförmiger Gestalt weit über alle Höhen der Gegend emporsteigt. Unter seiner Spitze sieht man das Dorf Hohenstaufen, und entdeckt auf dem Gipfel noch Spuren von der alten Stammburg des Schwäbischen Kayser-Hauses. Wir erinnerten uns der kraftvollen Menschen, die aus diesem Stamm entsprossen sind: des heldenmüthigen Friedrichs des ersten, des großen Friedrichs des zweyten, und zuletzt gedachten wir mit Wehmuth des unglücklichen Conradins, dessen Haupt der verächtliche Carl von Anjou so schändlich unter dem Beile des Henkers fallen liefs. Durch diese Erinnerungen ward uns die Gegend noch reizender, die sich ohne hin vor allen, die wir noch in Schwaben gesehen hatten, auszeichnete. An den Staufenberg reiht sich eine Kette von Bergen, die fast alle von ein-

ander abgerissen, ihre Häupter in den sonderbarsten Gestalten erheben, und meist mit Trümmern alter Burgen und Warten gekrönt sind. Auf der andern Seite thürmt sich die rauhe Alb, ein langes Gebirge, welches das Donaugebiet von dem Gebiet des Neckars scheidet. Ueberall sieht man kleine Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser; überall fruchtbare Aecker, vermischt mit fetten Wiesen, und Forellen-Bäche, die der Vils zufließen. Eine Stunde hinter Göppingen ist die Württembergische Gränze, und dort, erzählte unser Postillon uns mit großer Freude und sichtbarer Behaglichkeit, gehe Schwabenland an; das Andere sey nur Württemberg. Den Mittag brachten wir in dem Ulmischen Städtchen Geislingen zu, welches in einem engen Thale zwischen waldigen Bergen liegt. Ein großer Theil der Einwohner dieses Orts ernährt sich mit Verfertigung allerley kleiner Geräthschaften aus Knochen und Elfenbein, die durch das ganze Land verführt werden. Kaum waren wir in dem Zimmer des

Gasthauses, so drängten sich sechs oder sieben Mädchen und Weiber hinein, und boten ihre Waare feil. Die fröhliche Geschwätzigkeit der Schwäbinnen ist wie die Beweglichkeit ihres Körpers unwiderstehlich reizend, und sticht gegen den Nordischen Ernst sonderbar ab. Die Weiber machten daher mit uns, was sie wollten, und die Keckste setzte das Meiste von ihrer Waare ab. Hinter Geislingen ist noch ein schönes Thal, welches von schroffen Felsenwänden und reicher Waldung begränzt wird. Dann hebt sich allmählig das Land, verliert alle Reize, die uns vorher so entzückt hatten, und wird öde und rauh. Aus einem Haberfelde, worinn grade geerntet ward, hüpfte ein Mädchen uns entgegen, und reichte uns ein Räufchle, (einen Büschel Haber). Lebendige Erwartung, was sie dafür empfangen würde, funkelte aus ihren Augen, und als sie ein paar Batzen in den Händen hielt, sprang sie zurück in das Feld, wie in ein Paradies. Welche Gegend kann ein zufriedenes Ge-

sicht und frohe ländliche Einfalt nicht beleben? —

Als wir nach einigen Stunden die Höhe erreicht hatten, brauchten wir gegen unsere Erwartung nur wenig bergunter zu fahren, und langten um halbzehn Uhr in Ulm an.

Unter manchen hässlichen Reichsstädten, die ich gesehen habe, ist Ulm die häßlichste; eine krumme und enge Gasse über die andere, und kein schönes Gebäude in der ganzen Stadt. Ich hatte nichts Merkwürdigeres hier zu sehen, als die Donau, und eilte daher gleich den andern Morgen mit N — hinaus, um an ihren Ufern herum zu wandeln. Dieser Fluß des Unrechts und der Unterdrückung, der schon gleich bey seinem Ursprung zwey größere Bäche um die Ehre des Namens bringt, verschlingt auch hier die viel stärkere, schiffbare Iler, ohne auf ihre gerechten Ansprüche zu achten. Die Donau ist hier noch nicht sehr breit, aber tief und schnell. Ein eigenes Gefühl ergriff mich, als ich sie

dahinströmen sah zu so vielen und so mancherley Völkern, die größtentheils kaum durch etwas anders bekannt sind, als durch Elend und Barbarey, die unter ihnen herrschen, oder durch den Druck, worunter sie seufzen. Da das Donaubette so viel höher liegt, als das Bette des Rheins, so können ihre Ufer auch keinen Theil des Segens und des Reichthums aufweisen, den der Rhein den Seinigen gewährt. An Weinwachs ist, wiewohl bey einer Breite von 48 — 49 Graden, gar nicht zu denken, und sogar die Obstgärten, die uns dort immer begleitet hatten, verliessen uns hier ganz. Man sieht keine Berge, sondern lauter flache, mehrentheils kahle Höhen. Das rostige Ansehen der Stadt macht die Gegend noch reizloser, und man darf nicht aus dem Würtembergischen kommen, um sie traurig zu finden. Wir brachten den größten Theil des Tages in der Gesellschaft des lebenswürdigen Millers zu, und er zeigte uns den Nachmittag das Münster, welches die Hauptkirche der Stadt.

und eines der größten Gothischen Gebäude in Deutschland ist. Auch das Innere dieser Kirche zeichnet sich durch Grösse und Einfalt aus. Der viereckige stumpfe Thurm ist ungestaltet. Von dem Kranz, der die Spitze umgiebt, hat man eine weite Aussicht über das mit Städten, Dörfern und Schlössern angefüllte Donauthal und den Lauf des Stroms.

Den 20ten Morgens verliessen wir Ulm. Das jenseit der Donau liegende Oesterreichische Gebiet hat durch fleissigen Anbau, durch die Menge der Dörfer, und durch schöne Mischungen von Aeckern und Wald ein lachendes Ansehen. Acht Stunden von Ulm liegt in einem reizenden Thal, an der lautern Riefs, die freye Reichsstadt Biberach. Die grünenden Ufer des Flusses werden durch grosse Leinwandbleichen belebt. Die Stadt selbst hat ein fast nur dorf-mässiges Ansehen. Hinter Biberach hebt das Land sich merklicher, das Laubholz verschwin-

det, und die mit grossen Tannen- und Fichtenwäldern angefüllte Gegend wird so kalt und rauh, daß man wähnen möchte, vielmehr in Norwegen oder Schweden, als in dem südlichen Deutschland zu seyn. Endlich erreicht man die mittägliche Gränze des Donaugebiets bey dem Städtchen Waldsee. Es war ehemals reichsfrey, hat sich aber unter Oesterreichischen Schutz begeben, und ist unter diesen Flügeln zu einer Landstadt geworden. Die Gegend ist so finster und rauh, und dabey hatte eine sehr üble Bewirthung uns gegen den hässlichen Ort so aufgebracht, daß wir bey der Abreise einhellig behaupteten, es müsse sich hier der Eingang zu dem Deutschen Erebus befinden. Wer weiß, was wir bey näherer Untersuchung für Schwäbische Sybillen gefunden haben möchten! — Nicht weit von hier fingen wir an, hinabwärts gegen den Bodensee zu fahren, entdeckten den Abend noch Schweitzergebirge, und übernachteten in der kleinen, wohlgebaueten Reichsstadt

Ravensburg. Den folgenden Morgen hatte die Luft sich erheitert. Zwey der begütertsten Reichs-Abteyen in Schwaben, Weingarten und Weissenau, haben in diesem reizenden Thale ihren Sitz aufgeschlagen, und ihre weitläufigen Gebäude schmücken die Gegend. Noch mehr schmückte sie in unsern Augen das frohe Gewächs des Weinstocks, welches die nahen Hügel bedeckte, und uns, seitdem wir die Ufer des Neckars verlassen hatten, hier zum erstenmal wieder erschien. Froh unserer Erlösung aus dem kalten Reiche der Donau erreichten wir eine Anhöhe. Da entdeckte der Vater zuerst die hohen Tyroler Gebirge. Des Anblicks ungewohnt, hielt ich lange, was er mir zeigte, für ein Spiel der Wolken und seiner Phantasie; aber wie groß war mein Erstaunen, als meine Zweifel mit dem letzten Morgenduft schwanden! Berge, höher als die höchsten, die ich bisher gesehen hatte, standen gethürmt über einander, wie Wolken an einem heitern Sommerabend. Die

hohen Schneegipfel glänzten in dem Scheine der hellen Morgenfonne. An dem Einen blitzten nur einzelne Punkte, um den Andern lag ein Kranz von Schnee, und leuchtete gleich einer Krone von Edelsteinen an dem schwarzen Fels; die Wolken spielten wunderschön dazwischen, trennten oft die Spitzen der Berge von ihrem Fuß, und machten dann jedesmal meinen Glauben wieder wankend. Unter dem Gebirge dehnte sich der große Bodensee in herrlichem Grün vor uns hin, und seine lachenden Ufer erschienen besäet mit Städten und Dörfern. Zwey Stunden vor Lindau beginnt ein Weg zwischen herrlichen Obstgärten und Weinbergen, der bis zu der Stadt fortwährt.

Lindau liegt auf einer Insel im Bodensee. Eine Brücke, die dreyhundert und funfzig Schritte lang ist, verbindet die Stadt mit dem nördlichen Ufer. Im Osten reihen sich in wilden Gestalten die Tyroler Vorgebirge, gleich einer dreyfachen

Mauer, übereinander. An ihrem Fuß badet der See die weissen Mauern der Oesterreichischen Stadt Bregenz. Dann sieht man ein Thal, worinn der Rhein fließt, die Tyrolischen Gebirge von den Helvetischen absondern. Diese liegen im Süden. Da heben sich die lachenden Höhen der Landvogteyen Rheinthal und Thurgau, wie ein mit Dörfern, Aeckern, Wiesen und Weingärten vermischter Obstwald. Ueber diesem Vorgebirge thürmt sich der Alpstein, die höchste Spitze des Cantons Apenzell, hoch in die Wolken, und an ihn reiht sich eine Kette von Schneegipfeln, die theils zu Tyrol, theils zu den Schweizerischen Landvogteyen gehören. Unten scheinen an dem Ufer die Städtchen Rheineck, Roschach und Arbon. Im Westen dehnt sich in unabsehbliche Ferne der See, und gleicht der Höhe des Meeres. Nur die Bergfestung Hohentwiel ragt, wie eine ferne Insel, hinter ihm hervor. Das nahe nördliche Ufer streckt sich hin in lauter lieblichen Hügeln, die mit Wein und Obstgär-

ten bedeckt sind. Die wilden Riefengestalten auf einer Seite, und auf der andern das sanfthingestreckte Gewässer, mit der Fülle des Segens, der es umgiebt, bilden eine Gegend, die so wunderschön ist, daß wir alle davon entzückt waren, und hier zu wohnen wünschten. Die Stadt selbst ist reichsfrey, und weder groß noch schön, aber auch die engen Gassen werden durch ihre Reinlichkeit und die weisse Farbe der Häuser freundlich. Es wohnen hier nicht über 4000 Menschen, aber diese sind durch den ansehnlichen Kornhandel und das Verkehr mit Italien sehr wohlhabend. Offenheit und Gefälligkeit, die aus ihren Augen, wie aus ihren Reden und aus ihrem Wesen sprechen, haben uns für sie eingenommen. Wir brachten den ganzen Tag auf und an dem See zu; ich dünkte mir etwas darauf, auch in dem Bodensee geschwommen zu haben. Den Abend setzten wir uns auf das Werft, um den Untergang der Sonne zu betrachten. Langsam tauchte sie ein, und ihr Bild strahlte herrlich

über der glatten Fläche des Wassers. Keine Wolke war in dem Westen zu sehen, und die tiefen Thäler des Gebirges waren schon lange in finstere Nacht gehüllt, als wir noch dem hellen Abendroth zusahen, das sich in dem stillen See spiegelte.

Den 22ten, da wir unsre Reise fortsetzten, mußten wir anfangs von diesen herrlichen Gestaden uns entfernen, um über die hochangeschwollene Arge zu kommen, erreichten sie aber wieder bey der kleinen Reichsstadt Buchhorn, wo man Pferde wechselt. Von dort läuft der Weg über lauter lachende Anhöhen, durch Dörfer, die den Schwäbischen Reichsabteyen Weingarten, Salmannsweiler, Ottobeuren und Ochsenhausen und dem Hochstift Constanz gehören. Auch hier hat sich, wie überall, die Geistlichkeit in den Besitz der besten Plätze zu setzen gewußt, und häufig sieht man ihre Klöster und Landhäuser an den Ufern des Sees. Den Mittag erreich-

ten wir Mörsburg, die Residenz des Fürstbischofs von Constanz. Die fürstlichen Gebäude nehmen den größten Theil der Stadt ein, die übrigens an dem jähren Abhang einer Anhöhe sehr mittelmässig gebaut ist. Den Nachmittag schifften wir uns ein, und fuhren über den See. Es leuchteten die schroffen Felsen des hohen Alpsteins, und es schimmerten die kleinen Wellen des mit Schiffen und Kähnen erfüllten Sees in dem Scheine der sinkenden Sonne. Als sie untergegangen war, zog ein leichter Duft über das Gewässer, das Gebirge schwand in der Dämmerung, und wie aus offener See landeten wir hier an.

Constanz liegt an dem südwestlichen Ende des Bodensees, da wo er den lautern Rhein entlässt, dessen beyde Ufer eine hölzerne Brücke mit einander verbindet. Der Rhein ergießt sich eine halbe Stunde von hier wieder in den untern See, der jenseit der Insel Reichenau auch der

Zeller-See heisst. Wie sehr Constanz von seinem alten Wohlstande gesunken sey, habe ich Euch schon vorhin gesagt. Merkwürdig ist das sogenannte Conzilienhaus, eigentlich ein Kaufhaus. Der grosse Saal, worin die Kirchenversammlung gehalten ward, scheint ursprünglich ein Packraum gewesen zu seyn, und ist daher sehr unansehnlich. Man zeigt darinn zwey Sessel, auf denen Kayser Sigismund und Pabst Martin V. gesessen sind. Mir ward noch jetzt die Luft an dem Platz zu enge, wo, in der Person des edlen Hufs, Unschuld und Wahrheit selbst verurtheilt werden durften. Ueber den Ort, wo das Urtheil vollzogen worden ist, streitet man; doch setzt die wahrscheinlichere Meinung ihn vor das Paradiesthor, auf den innern Brühl (Ravelin.) Dahin gingen wir, voll Gedanken über das unglückliche Schicksal des Mannes, der den schrecklichsten Tod für die schönste Sache so standhaft duldete. Es ist eine Art von Wiese zwischen den Festungswerken und der Stadtmauer, und hat die

Gestalt eines Dreyecks. Von dort wallfahrteten wir auch nach dem Hause, wo Hufs gewohnt hat und eingezogen wurde. Noch sieht man sein Brustbild in einem Stein der Mauer. Es ist ein schöner Kopf; hoher Verstand und unerschütterliche Festigkeit blickt aus dem gen Himmel gerichteten Auge, und unaussprechliche Güte ruht in dem Hauptzuge des Mundes.

Den gestrigen Nachmittag haben wir zu einer Fahrt nach der Insel Reichenau angewandt, die anderthalb Stunden von Constanz, mitten in dem Zeller-See liegt. Die Ansicht dieses Sees ist so lieblich, als jene des Bodensees groß und erhaben durch die ihn umgebende Natur erscheint. Eine gleiche Fruchtbarkeit schmückt beyde Gestade, aber sie gleiten am Zeller-See sanfter in das Gewässer hinab, und strecken sich oft als Landzungen hinein. Auf der Insel Reichenau, die voll Wein und Obstgärten ist, liegt die uralte Benedictiner-Abtey, von Carl Martells Sohn,

Carlmann, gestiftet, und dem Bischof von Con-
 stanz zugehörig. In der alten Kirche des Klosters
 ruht die Leiche Carls des Dicken. Unter dem
 ungemein reichen Kirchenschatz zeigt man einen
 vorgeblichen Vier und zwanzig Pfund schweren
 Smaragd, der höchst wahrscheinlich ein Stück
 gefärbtes Glas ist; den Leib des Evangelisten
 Marcus, der auch in Venedig seyn soll; ein wun-
 derthätiges Kreuzlein, und Etwas Blut Christi.
 Die Kirche ist voll von historischen Gemälden
 der Wunder, die dieses Blut gewirkt haben soll.
 Wäre die Nordische Muse mir holder, so würde
 ich den Aberglauben des Mönchs besingen, der
 uns alle diese Dinge mit dem festesten Vertrauen
 zeigte; aber Muse und Feder versagen mir ihre
 Dienste, und so nenne ich Euch lieber noch einen
 uralten hölzernen Pokal, der mit trefflichen Figu-
 ren von Elfenbein geziert ist, und mir grade
 nicht zu einem geistlichen Schatz von unsern
 Vätern bestimmt zu seyn schien. Er gefiel mir
 zu gut; ich hätte gern ihn mitgenommen.

Von dem Gipfel der Insel hat man eine schöne Aussicht; aber noch schöner ist sie auf dem Arenaberge, der an dem südlichen Ufer des Sees liegt. Dort übersieht man ihn ganz mit der fruchtbaren Aue in seiner Mitte und seinen schönen, Seegen und Ruhe verheißenden, Ufern. Es war ein entzückender Blick, und uns allen fiel fast zugleich der Ploener-See in Holstein ein, obgleich er den Reichthum des südlichen Himmels nicht aufweisen kann, womit die Gestade der hiesigen Gewässer prangen.

Heute Nachmittag haben wir die Insel Meinau besucht, die eine halbe Stunde von der Stadt in dem Bodensee liegt, und der Deutschen Ordens-Commenthurey Alschhausen gehört. Diese kleine Insel hat alles, was zu des Lebens Nothdurft erforderlich ist: Ackerbau auf ihrer Nordseite, Obst und Wein gegen Süden, und Wiesen und Wald an den Ufern des Sees. Von dem Schloß, welches auf der Höhe liegt, und dem

Commenthur gehört, hat man eine entzückende Aussicht über den ganzen See, auf die hohen Tyroler und Appenzeller Gebirge. Jeder von uns wollte hier als Einsiedler seine Hütte bauen, und am Ende würde über die Theilung wohl kein Krieg unter uns entstanden seyn.

Morgen reisen wir nach Schafhausen. Lebt wohl!

Nachtrag.

Verschiedene Umstände hielten mich in der Schweiz ab, den Bericht von unserer Reise, wie ich ihn angefangen hatte, fortzusetzen. Statt der Briefe, welche diese Lücke füllen sollten, zeichne ich also hier nur kurz den Weg, den wir gegangen sind. Von Constanz reisten wir nach Schafhausen, und sahen dort das größte Schauspiel seiner Art, den donnernden Sturz des Rheins von hohen Felsen in ein tieferes Bette. Den 26ten Abends kamen wir nach Zürich, und blieben bis zu dem 8ten September in dieser Stadt,

wo unter der Herrschaft weiser Gesetze und
 edler Zucht die Freyheit sicher wohnt. Wir
 lebten mit trefflichen Männern, die das Joch des
 Zeitalters eben so wenig, als eines fremden Zep-
 ters tragen. Ich habe den Züricher-See umwan-
 dert. Umkränzt mit aller Fülle jedes Segens
 der Natur und des Fleißes gehört er zu den
 schönsten der Schweiz. Den 8ten reisten wir
 über Zug nach Lucern, und freuten uns der
 lachenden Gegenden um den Zuger See und des
 lieblichen Thals, welches die Reufs durchströmt.
 Zu Lucern blieben wir nicht lange, brachten
 aber drittehalb Tage auf dem Vier - Waldstädter-
 See und an seinen Gestaden zu. Da entsteigt
 unergründlichen Wassern die erhabenste Natur.
 Ueber Felsenwände, die schroff und starr bis zu
 dem ewigen Schnee emporsteigen, hängt der
 schwarze Fichtenwald, wie aus Wolken des
 Himmels herab, und schattet die stille Fläche des
 Wassers. Sicher und stark wohnen die Gemei-
 nen von Schwyz, Unterwalden und Uri noch

in ihren grünenden Thälern, und auf den fetten Alpen wimmelt es von ihren Heerden. Der muthige Schweitzerknabe sticht furchtlos mit seinen Kühen über den tiefen See, und tummelt sich auf grünen Matten an dem jähesten Abhang. Hier sind die alten Denkmäler des Ursprungs Schweizerischer Freyheit. Hier ward sie erzeugt und geboren aus Recht und Kraft. Von Lucern gelangten wir durch die reichen Thäler des Lucerner und Berner Gebiets nach Thun. Wir fuhren über den schönen Thuner - See, dessen Gestade allmählig von lachenden Rebenhügeln zu den höchsten Alpen werden. Hier sahen wir zum erstenmal die erhabenen Gipfel des Berner Oberlandes, das Schreckhorn und die Jungfrau sich neben dem grossen und kleinen Eiger thürmen. Wir schifften dann auch über den Briener - See, dessen Wasser zwischen zwey lange und wilde Alpen gedrängt sind. An seinem obern Ende beginnt das lachende Thal Oberhasli, welches ich das Thal der Wasserfälle nennen möchte, so

viele Bäche fallen von hohen Felsen herab, und strömen der pfeilschnellen Aar entgegen. Seine eigene Schönheit hat jeder; aber alle verschwinden vor dem mächtigen Strom des Reichenbachs, der, gleich einer hohen fliegenden Wasserfäule, sich stürmend in ein schwarzes Felsenbecken stürzt, und in tausend Strahlen glänzenden Staubes wieder aus ihm emporsteigt. Auf dem hohen Scheideck ergötzte uns der Anblick des Schweizerischen Hirtenlebens. Dort staunten wir auch vor dem wilden furchtbaren Felsen des Wetterhorns, und dem Donner der Lauwinen, die wir häufig in seine Gründe herabfallen hörten. Dann stiegen wir hinab, und sahen in dem Thal Grindelwald die ewigen Gletscher von den höchsten Schneegipfeln herabkommen. Zu Lauterbrunnen sahen wir an dem Fuß des Jungfrau-Gebirges den Staubbach von jähem, Neunhundert Fuß hohen, Felsen, wiedichter Staubregen, herabstürzen, und zu unsern Füßen einen wirbelnden Regenbogen bilden. Den 18ten reisten wir von

Thun nach Bern, und blieben 3 Tage in dieser schönen und merkwürdigen Hauptstadt des mächtigsten Staats in der Schweiz. Wir wurden mit lebenswürdigen Menschen bekannt. Möge nur durch die wachsende Ueppigkeit, und den stets allgemeiner werdenden Gebrauch Französischer Sitte und Sprache die Schweizerische Einfachheit und Wahrheit hier nicht seltener werden. Den 23ten fuhren wir nach Neufchatel, sahen unterwegs die lieblichen Ufer des Bieler-Sees, und hielten unser Mittagmahl auf der schönen Petersinsel, wo Rousseau eine Zeit lang ausruhte. Von dem freundlichen Neufchatel aus unternahmen wir einen Zug nach den höchsten Thälern des Jura, Locle und Chaux de Fond, wo Betriebsamkeit und Sitteneinfalt grüne Wiesen belebt, und ihnen unbeschreiblichen Reiz giebt. Dann sahen wir auf der andern Seite an der Französischen Gränze den Doux zwischen schroffen Felsenwänden zu einem See werden, wie wir noch keinen gesehen hatten, und sich dann in ein

tieferes Felsenbette stürzen. Wir gelangten hernach wieder an die freundlichen Gestade des Neufchateller Sees, und fuhren von Yverdun durch sanftere Thäler nach Lausanne, wo wir den 26ten anlangten, und den Genfer-See begrüßten. Von einem Streifzuge, den wir von Lausanne aus unternahmen, erzähle ich in meinem nächsten Briefe. In Genf langten wir den 1sten October an, und blieben bis zu dem 16ten in dieser so mannichfach merkwürdigen Stadt und ihren Gegenden.

Zweiter Brief.

Genf, den 12ten October

1791.

Ihr werdet Euch erinnern, wie oft wir uns die alte Bemerkung wiederholt haben, daß jede Jahreszeit ihre eigenen Reize, jedes Land und jedes Clima seine eigenen Schönheiten hat. Es thut mir wohl, daß ich alle Freuden der hiesigen großen Natur genießsen, und doch auch mit Wohlgefallen an mein Vaterland zurückdenken kann. So suche ich mir jeden Ort und jeden Monat zum Freunde zu machen, indem ich jeden in seinem Feyerkleide meiner Erinnerung anvertraue. Jetzt ist es October, und der heitere Herbst kleidet die hiesigen Gegenden so wunder-

schön, daß ich fast geneigt bin, ihr Herbstgewand für ihren Hochzeitsrock zu halten, so wie andere im Frühling, andere im Sommer, und einige sogar im Winter sich in einem besonders vortheilhaften Lichte zeigen. Wir sind den 1sten von Lausanne hiehergekommen. Es ist ein herrlicher Weg, durch die reichen Fluren, an den Gestaden des Sees, immer von einem freundlichen, wohlgebauten Städtchen zu dem andern. Nicht ganz die große hehre Natur, die mich an den Ufern des Bodensees so hinriß, mich so durchaus erfüllte, fand ich hier wieder, und ich konnte mir das Entzücken bestätigen, welches mich zu Lindau sagen ließ: dies ist Einzig! — Aber die ungemeine Fülle und Lieblichkeit, die den Genfer See von allen Seiten umgiebt, ist ein großer Ersatz, und entzückt mich bey jedem Spatziergange von neuem.

Wir haben von Lausanne aus einen Streifzug nach Vevay, und besonders auch nach der

Savoyischen Seite des Sees unternommen. Das Gebirge, welches sich hier steiler aus den Fluthen emporhebt, ist fast durchaus mit Kastanienwäldern bedeckt, die man gesehen haben muß, um sich einen Begriff von ihrer Schönheit zu machen. Der dichte Schatten, den die weitgedehnten Aeste dieses herrlichen Baumes verbreiten, und das zarte, lichte Grün seiner großen Blätter vermögen auch den späten Herbst zum Frühling zu schaffen. Am besten hat mir auf dieser Seite die Lage des Dorfes Meillerie gefallen. Es ist an den jähren Abhang des Berges hinangebauet, und erstreckt sich hinab bis an die Ufer des Sees. Einige Kürbislauben, deren Ranken in das Wasser hinabhängen, machten einen Theil der Häuser unsichtbar, und von andern ragte nur hie und da ein kleines Dach und die Spitze des Kirchthurms zwischen den königlichen Kastanien hervor. Zur Linken sind schroffe Felsen, und rechts lauter Wald. Auf einer Abstufung des Fellsens über dem Dorfe hat man eine wun-

der schöne Aussicht über den ganzen See, auf das gegenüberliegende Schweizerische Ufer, und besonders auf das herrliche Thal an dem Fusse des Jura. Ein Paar muntere Knaben hatten uns hier begleitet, und unterhielten uns mit einer Frohmüthigkeit und Herzlichkeit, die uns gleich für dieses gute Volk einnahm. Als wir oben waren, übten sie sich, Steine von dort bis in den See zu werfen. Scherzend und jubelnd verfolgten sie den saufenden Flug des Steins, und setzten uns durch ihre ungemeine Behendigkeit oft in Verwundrung.

Ich mußte Euch von Meillerie erzählen, damit Ihr nicht vorbeysahrt, wenn Ihr einmal, Eurem alten Vorfatze getreu, diese Gegenden besuchen solltet. Vevay ist so berühmt, daß meine schüchterne Hand es nicht wagen mag, zu so mancher schönen Beschreibung noch Etwas hinzuzusetzen. Nicht so kann ich meine Reise an den Mont blanc mit Stillschweigen vorübergehen,

von welcher ich gestern mit N — zurückgekommen bin. Diese Fahrt hat alle meine Erwartungen so sehr übertroffen, und ich bin noch so voll davon, daß ich mich unmöglich enthalten kann, Euch umständlichen Bericht darüber abzustatten.

Nicht weit unterhalb Genf vereinigt sich mit dem Rhone der nicht sehr beträchtliche Fluß Arve. Im Vorbeygehn gesagt, es ist ein häßlicher Streich von ihr, daß sie die crystallinen Gewässer ihres Gebiets über und über trübt, sobald sie sich mit ihm vermischt; aber wenn man bedenkt, daß der Rhone oberhalb des Sees noch weit trüber als selbst die Arve war, so geräth man in große Versuchung zu wünschen, daß mancher zuweilen so an sein Herkommen erinnert werden möchte. Dieser Arve nun hat die Natur in einem Laufe von etwa 20 Stunden ihr Bett in den lieblichsten Thälern, und zu Begleiten die erhabensten Gebirgsketten gegeben, die die Erde aufzuweisen hat. Einzelne Höhen

Und es nicht, die hier die Aufmerksamkeit des Wanderers fesseln, sondern eine große Kette gränzt immer an die andere, eine immer noch mahlerischer und mannichfaltiger gestaltet als die andere. Die Thäler sind breit genug, um den verschiedensten Arten der Vegetation Raum zu geben, und in ihrer Mitte eilt der Fluß in großen Schwingungen durch das herrliche Grün. Zuweilen enthüllt der gewaltige Riese sein schneebedecktes Haupt, und herrscht hoch über sein weites Gebiet. Es ist ein eignes Gefühl, diese Spitze anzusehen, mit dem vollen Bewußtseyn, daß es die höchste in der alten Welt sey, und doch ist es nicht möglich, diese Masse auf einem Globus von einem Fuß im Durchmesser in ihrer ganzen Kleinheit abzubilden; und so klein ist diese Kugel, auf welcher ich jetzt mit großer Mühe von einem Punkt zu dem andern krieche, daß ihre Schwestern in den nächsten Systemen des Alls auch dem Auge eines Herrschels völlig verschwinden. Diese Betrachtung ist alt, aber nie

ist sie mir auffallender gewesen, als in diesen Thälern, die die Natur gewählt zu haben scheint, um sich in ihrer ganzen Grösse und in ihrem ganzen Reichthum zu enthüllen.

Es war Mittwoch der 5te Morgens um 10 Uhr, als N — und ich uns von unserer lieben Gesellschaft eine glückliche Reise wünschen liessen, und mit brüderlichen Tritten aus Genf wanderten. Schon der Anfang der Reise weissagt Gutes! Von einer kleinen Anhöhe überfieht man einen grossen Theil des Genfer Gebiets, welches Wohlstand und Fleiss zu einem Garten umgeschaffen haben. Die vielen Landhäuser, die zwischen mancherley Bäumen an den Ufern des Sees überall hervorragen, spiegeln sich in dem klaren Wasser. Auf einer Seite erstreckt sich das reiche Thal bis an den Fuss des Jura, und auf der andern schliessen die Spitzen des Mont blanc und seines erhabenen Staats hinter dem Salève und dem kegelförmigen Marchell die Aussicht. Indessen verbarg

das hohe Ziel unserer Wanderschaft sich bald wieder hinter nahen Hügeln und Gärten, die sich bis an das Dorf Chêne erstrecken. In diesem Dorfe, welches fast aus lauter Wirthshäusern besteht, scheidet ein kleiner Bach das Gebiet der Republik von dem Herzogthum Savoyen, dessen Provinz Faucigny man hier zuerst betritt. Die Gegend ist überaus fleissig angebaut und wohlbewohnt, und der Weg führt zwischen lauter Reihen herrlicher Nulsbäume von einer kleinen Höhe zu der andern. Dann folgt ein enges Thal, dessen Wände sich zu beyden Seiten steil erheben, und nur für einen mässigen Bach Raum übrig lassen. Ueber den Bach führt eine schöne Brücke; oberhalb der Brücke hört man das Rauschen einer Mühle, und freut sich über dieses einzige Merkmal einer menschlichen Wohnung. In dem kleinen Dorfe Contamine, welches etwas höher hinauf liegt, beschlossen wir, Mittag zu halten. Das Wirthshaus war sehr mittelmässig, aber die fröhliche Dienstfertigkeit, mit der die Wirthin uns

alles darbot, was sie vermochte, würzte die Mahlzeit, und von der nahen Verwandtschaft des Weines mit dem Essig hatten wir wenigstens den Vortheil der Kühlung.

Ich habe die Savoyarden auf dieser Wanderschaft sehr lieb gewonnen. Gutmüthigkeit, natürlicher Frohsinn, Dienstfertigkeit und unverdrossner Fleiß sind Hauptzüge ihres Charakters, die sich wohl bey wenig andern Völkern so vereinigt finden mögen. Sie sind nicht so begütert als die reichen Bewohner des Berner Cantons; aber zerlumpt sehen sie nicht aus, und das unverschämte Betteln, welches dem Reisenden in manchem Canton der Schweiz bis zum Eckel beschwerlich fällt, vergift man hier völlig. Wird man hier und da einmal angesprochen, so giebt man entweder dem nothleidenden Alter gerne, oder es gnügt an einer einzigen Versicherung, daß man den Müßiggang starker Bettler nicht zu unterstützen geneigt sey.

Wir verließen Contamine frohen Muths, und unser Weg führte uns lange unter dem Schatten der Nufsbäume bis auf die Spitze eines Hügels, der eine zauberische Gegend beherrschte. Zu unsern Füßen dehnte sich rechts das räumliche Thal von dem Salève bis an die hohe Felsenkette hinter Bonne ville. In der Mitte wand sich durch fette Wiesen die Arve. Herrliche Fluren, Reben, die unter der Last der reifenden Frucht zur Erde hinabsanken, und kleine Hölzungen prangten bey dem Scheine der warmen Nachmittags-Sonne in den schönsten Farbenmischungen ihres herbstlichen Gewandes. Links zeigen sich auf der Spitze eines Felsens, der einzeln über das waldichte Gebirge hervorragt, die Trümmer des alten Schlosses Faucigny. Abwärts von den Hügeln führt ein Weg zwischen schönen Pappeln zu der Stadt Bonne ville, die in dem Grunde an der Arve liegt, und die ganze Gegend noch lebendiger macht. Das Städtchen ist klein, von drey-eckiger Form und ziemlich wohlgebauet. Der

Gerichtshof und die Intendance über Faucigny, nebst einem Paar Compagnien Deutschen und Schweitzer Fußvolks nähren hier etwa 1100 Seelen. Die Deutschen sind noch nicht lange hier, und unsere Wirthin erzählte uns, wie gerne man sie gegen die Piemonteser, die sonst die hiesige Besatzung ausmachten, vertauscht hätte.

Von der Stadt führte unser Weg auf einer schönen steinernen Brücke über die Arve. Verschiedene Deutsche Soldaten, die an dem warmen Nachmittage auch aus dem Thore gegangen waren, begegneten uns, und Ihr hättet die Heiterkeit der Mienen sehen sollen, womit sie unsern Deutschen Gruss erwiederten. „Ja freylich wohl“, rief uns einer schon von weitem zu, als er uns untereinander Deutsch sprechen hörte; und sogleich erkundigte er sich nach unserer Strasse, und suchte uns mit seinem guten Rathe beyzustehen, als ob sich das so gehörte. Mir selbst war es, als hätte ich hier, unter dem undent-

schen Volke, ein eigenes Recht zu diesen Leuten,
 und suchte immer Gelegenheit, einen jeden an-
 zureden, um es auch aus seinem Munde zu hö-
 ren, daß er ein Deutscher sey. — Es war ein
 überaus schöner Abend. Wir stiegen grade eine
 kleine Höhe hinan, als die Sonne hinter den fer-
 nen Hügeln von Bresse und Bugey unterging.
 Zur Linken erweiterte sich das Thal, wo die
 Stoppelfelder noch auf den schon heimge-
 tragenen reichen Segen des Landes deuteten.
 Hier begränzten die felsichten Gipfel des Marcheli,
 dessen Südseite jetzt vor uns lag, die Aussicht,
 Rechts begleiteten uns immer höhere Berge, auf
 deren waldichten Rücken der halberleuchtete Mond
 still und freundlich neben uns her wandelte, und
 durch das dichte Castanienlaub auf uns herab-
 schien. Außer dem Monde diente noch ein hel-
 les Feuer, welches streifende Gensjäger auf einem
 Felsen angezündet hatten, uns zur Leuchte. Kein
 Lüftchen rührte sich; nur das Rufen des eintrei-
 benden Hirten und die vieltönigen Schellen der

Heerden ermahnten auch uns, zu unserm Nachtlager zu eilen. Durch schöne Reihen von Nussbäumen, ein Paar freundliche Dörfer und einige kleine Felder kamen wir wieder an die Arve. Eine Brücke führte uns hinüber und in das Städtchen Cluse, wo wir um halb 8 Uhr anlangten. Wir ließen uns unser wohlverdientes Abendessen und eine Flasche wohlschmecken, schürten unter allerhand Gesprächen von diesem und jenem an dem kleinen Caminfeuer, und als die Kohlen nur noch leise unter der Asche wegglimmten, legten auch wir uns zur Ruhe.

Wir verließen Cluse Donnerstag den 6ten um 7 Uhr Morgens. Diese kleine Stadt liegt zwischen zwey hohen Felsen an dem rechten Ufer der Arve. Auf einer Seite öffnet sich ein großes fruchtbares Becken, und auf der andern ist die Mündung des Thals, welches gegen Salanche führt. Der Ort ist alt, und vor Zeiten eine Festung der Freyherrn von Faucigny gewesen. Der

Charakter der Bürger war von jeher kriegerisch; in dem mittleren Zeitalter machten sie sich durch Räubereyen in den umliegenden Gegenden verhasst, und noch jetzt sind sie die beste regelmäßige bürgerliche Miliz in Savoyen. Einiger inländischer Handel und die Verfertigung von Taschenuhren ernähren hier eine Volksmenge von etwa 1500 Seelen. Die Stadt hat viele Freyheiten, auf deren Erhaltung sie sehr sorgfältig wacht. Herzog Victor Amadeus der Zweyte hat Cluse zu einem Marquisat erhoben, in dessen Besitz jetzt eine Familie von Plonchacup ist. Die einzigen Einkünfte des Marquis bestehen aber in den Zungen alles grossen Viehes, welches hier geschlachtet wird. *)

*) Diese sonderbare Art von Abgaben ist nicht so selten, als ich Anfangs geglaubt hatte. Sie ist unter Andern auch in der Reichsherrschaft Wickradt üblich.

Der Weg von Cluse nach Salanche führt durch ein räumliches Thal, das sich zu beyden Seiten der Arve in einer Länge von drey starken Stunden ausdehnt, und hier tretet Ihr in das Tempe, wo die Natur ihre erhabensten Schönheiten und ihre lieblichsten Reitze zusammengetragen hat. Wo soll ich Worte hernehmen, um Euch zu sagen, was ich bey dem ersten Anblick dieses Thales empfand! Hier die grauen Denkmale schrecklicher Zerstörungen in furchtbarer Majestät, und dort mitten unter ihnen die zartesten holdseligsten Gestalten des reichen ländlichen Segens und der üppigsten Zeugung der Natur. Ich ward entzückt bis in den Himmel; denn Alles, was meine Phantasie sich in den schwärmerischsten Stunden zu erträumen gewagt hatte, schwand wie ein Schatten gegen das, was jetzt vor meinen Augen lag. Bald schwebte ich sitzend auf dem verguldeten Saume einer lichten Wolke von einer Felspitze zu der andern; bald wälzte ich mich in den Fluthen des über sein Kiesbette sanft hinweg-

rauschenden Stroms; dann koste ich wieder mit den fetten Heerden, die in vielfarbigen Angern reiche Nahrung finden; pflückte die Früchte des herrlichen Nussbaumes und der frohen Rebe, die unter dem drohenden Felsen sicher fortwächst; und jetzt forderte ich die guten, frohmüthigen Bewohner dieses Edens zu Tänzen und Dankfesten auf. Ueber mir kreifete ein Adler in den Lüften; meiner Seele folgte ihm, überfah mit einem Blick die große herrliche Schöpfung, und verließ ihn dann in der Tiefe, um dem erhabenen Geber des Guten zu danken, der dem Menschen so große Wonnen in der einfachsten Natur bereitet hat.

Ich will jetzt versuchen, Euch einige der Scenen, die sich nach und nach unsern Blicken aufschlossen, in meiner schwachen Sprache zu beschreiben. Als wir uns von dem ersten Eintritt in dieses Zauberthal ein wenig erholt hatten, gingen wir weiter; der Fluß wand sich

hier hart an dem Berge, und liefs nur wenigen Raum für die Strasse übrig. Man kann sich des Schwindels kaum erwehren, wenn man an dem Felsen hinaufsieht, der hier senkrecht in die Wolken steigt, und oben, einem Gesimse gleich, über den Weg hinabhängt. Der gewaltige Bau droht alle Augenblicke den Einsturz, und ungeheure Steinmassen, die von wüthenden Bergströmen des Frühlings hinabgewälzt, den Weg überall umgeben, vermehren noch die Schrecken des Orts; aber ein Blick auf das sanfte Grün des Thals und die Hütte des wohlbegüterten Landmanns, an der wir jetzt vorübergingen, mußte jeden furchtbaren Eindruck vertilgen. So erreichten wir zwischen schönen Nussbäumen das Dörfchen Balme. In dem Felsen, an dessen Fusse dieses Dorf liegt, ist eine berühmte Höhle, zu der zwey frische und muntere Savoyarden uns mit Lichtern begleiteten. Auf dem Wege bemerkt man verschiedene Oeffnungen in diesem Felsen, sie sind aber zum Theil unzugänglich. Auch

zu der Caverne de Balme führt ein äußerst steiler und beschwerlicher Weg; aber in diesen Thälern, wo ewige Jugend dem Wanderer lacht, wird jede Mühe ihm leicht, und mit Steigen und Klettern erreichten wir bald die Mündung der Höhle. Sie besteht aus einem großen Gewölbe von Tropfstein, welches in mehrere Aeste getheilt, sich zuletzt in dem Inneren des Berges verliert. Der düstere Schein der Lichter, und der hohle dumpfe Wiederhall der Tritte und Stimmen, machen gleich anfangs einen schauerlichen Eindruck. Die Gänge sind bald räumlich, und bald wieder so enge, daß man nur durchkriechen kann. Die Wände von Tropfstein, die wie kleine Crystalle von allen Seiten funkeln, sind an einigen Orten sehr schön; das Wasser dringt in dicken Tropfen durch den Stein, und sammelt sich hier und da in kleinen Behältnissen. In der Mitte ist ein so tiefes Loch, daß Steine, die unsere Führer hinabwarfen, wohl 6 bis 8 Secunden unterwegs blieben, ehe sie uns

durch einen hohlen Schall ihre Ankunft auf dem Boden anzeigten. Die Höhle hat drey Oeffnungen, deren eine aber von außen ganz unzugänglich ist. Nichts ist blendender, als der erste Eindruck des Lichts, wenn man aus einer solchen Höhle zu Tage kommt; angenehmer war dieser Eindruck hier, wo das den Augen so günstige milde Grün in dem herrlichen Thal gleich unsere Blicke auf sich zog. Als wir wieder herunterkamen, erquickten unsere guten Savoyarden uns mit dem ländlichen Vorrath ihrer Hütten, etwas Milch, Honig und Nüssen. Sie waren Uhrmacher, wenn man die vielen Leute so nennen darf, die in diesen Gegenden gewisse Theile des Uhrwerks für die Genfer Fabriken in Menge verfertigen. Abgekühlt und gestärkt machten wir uns wieder auf den Weg, und erreichten nach einer halben Stunde das Pfarrdorf Maglon, welches von allen Dörfern in diesem Thale die schönste Lage hat. Von einer Brücke, die über einen Bach führt, überfielt man den reichen

gutgebauten Ort. Zu beyden Seiten erheben sich kahle Felsen in den verschiedensten und mahlerischsten Gestalten zu einer grossen Höhe. Fette Anger und reiche Fluren erfüllen das Thal, und werden von der Arve genetzt, die in einem räumlichen Bette mitten hindurch fliesst. Kleine Buchenwälder drängen sich hart an die Felsen, und prangten jetzt in dem reizendsten bunten Gewande, welches ein schöner Herbst ihnen nur geben kann. Ueberall sah man herrliche Bäume, und was die Natur freundliches und Liebliches hervorbringt. So wandelten wir beständig wie durch einen Garten, der aber unserm Auge immer neue und mannichfaltige Schönheiten darbot.

So wie man Salanche näher kommt, erweitert sich das Thal, und an der Oeffnung ist ein Becken, wie es wohl wenige in der Welt geben mag. Die völlig nackten, durch die alte Zerstörung zerrissenen Felsmassen erheben sich zu

beyden Seiten wie ein Theater in die Wolken, und wechseln in den mahlerischsten Gestalten mit einander ab. Im Vordergrunde erscheinen jetzt wieder die groſsen, mit ewigem Schnee bedeckten Granitmassen. Die Spitze selbst des Mont blanc ist gleichsam noch im Heiligthume verborgen, und man sieht nur die oberste Abstufung, die der Dôme du Mont blanc genannt wird. Es gefiel mir, daß hier nur der Dôme zu sehen war, und das Felsentheater schien mir jetzt der Sitz des hohen Chors, wo beständig das Lob des erhabenen Herrschers gesungen werden müsse. — Indem ich den Plan dieser Feyerlichkeit bey mir selbst entwarf, waren wir an die Pfarrkirche St. Martin gekommen. Eine schöne Brücke führte uns über die Arve, und nach einer Viertelstunde waren wir in Salanche, wo wir uns durch Speise und Trank stärkten. Ein wohl-erzogenes, gutgebildetes Mädchen voller Geist und Grazie war unsere Aufwärterin. Sie unterhielt uns den ganzen Mittag über, und verkaufte

uns häßene Ringe, auf welchen kleine Sprüche standen, von ihrer Handarbeit. Das Mädchen schien uns für den Dienst eines Wirthshauses zu gut, und als wir bey unserer Zurückkunft schon vertrautere Freunde geworden waren, gestand sie uns mit Thränen in den Augen, daß bloß die große Dürftigkeit ihrer Mutter sie bewogen habe, diese Stelle anzunehmen. Nach dem Abschiede konnten wir uns nicht enthalten, über das Schicksal so manches guten Mädchens zu seufzen, dessen Unschuld in solchen Häusern durch die Rohheit der meisten Reisenden in den tiefsten Abgrund des Verderbens geräth.

Salanche, die beträchtlichste Stadt in Faucigny, ist auf den mählichen Abhang eines Berges erbauet, und hat ihren Namen von dem durchfließenden Bache. Es ist hier eine reiche Stiftskirche und eine Volksmenge von etwa 1500 Seelen, die sich vom Ackerbau und Gewerbe nährt. Hinter der Stadt erhebt sich der Berg.

und prangt bis zu einer ansehnlichen Höhe mit allen Gattungen des Anbanes, die das Clima gestattet. Die majestätische Kette der Schneegebirge auf einer Seite, die mahlerischen Felspitzen auf der andern, und in der Mitte das herrliche, von der Arve genetzte Becken geben der Lage einen ungemeinen Reiz. Der Tag war unvermerkt vorgerückt, weil wir bey der Höhle von Balme lange verweilt hatten; indessen beschlossen wir doch noch 3 Stunden weiter zu gehen, und machten uns also wieder auf den Weg. Wir mußten bis nach St. Martin zurückgehen. Unser Pfad lief an dem Abhange des Berges fort, und zu unsern Füßen strömte die Arve. Auf dem Berge ist schöne Waldung, und von dem Dorfe Passy bricht nur die Thurmspitze durch die hohen Eichen. Wir gingen auf ebenem Wege eine gute Stunde lang durch schöne Wiesen, bis wir zu dem Kirchdorfe Chède gekommen waren. Die Arve stürzt sich hier durch ein jähes Felsenbette, und man muß eine

Weile steigen, um zu der Höhe zu gelangen, die das Thal von Cervor beherrscht. Links von dem Wege führt ein schmaler Fußpfad durch ein Paar Wiesen und Obstgärten bis zu dem jähem Abhang des Gebirges. Hier stürzt sich ein beträchtlicher Bach von der Höhe des Felsens herab, und bildet zwey schöne Fälle. Die Höhe des Sturzes ist nicht groß genug, um das Wasser in Staub zu verwandeln, sondern es bleibt ein heller Wasserstrahl bis in das Felsenbecken. Dieser Umstand macht das Schauspiel sanfter und dem Reize, der über die ganze Gegend verbreitet ist, angemessener. Nach seinem Falle rieselt der Bach durch ein steinichtes Bette in das Thal hinab, wo er sich mit der Arve vereinigt. Lange saßen wir hier, und erquickten uns mit den köstlichen Trauben, die ein Mädchen aus dem Dorfe uns brachte. Endlich mußten wir doch fort, unser Weg lief noch immer bergan, und ein wenig abwärts zur Linken kamen wir an den kleinen Lac de Chède,

der eigentlich nur ein Teich genannt werden kann, aber durch seine reizende Lage und seine lieblichen Ufer uns mehr bezauberte, als mancher gröfser See. Er ist in seinem ganzen Umkreife von kleinen Hügeln umgeben. Einen davon krönen zwey schwesterliche Eichen, die einem Stamme entsproffen. Auf der andern Seite trennt ein junger Busch den See von der Landstrafse, und beschattet mit überhängenden dichten Zweigen die Spiegelfläche des Wassers. Hoch über den Bäumen zeigen sich die ungeheuren Eismassen, und entwerfen ihr Bild in den stillen ruhigen See, der seine Entstehung und Erhaltung einer einzigen sanftrieselnden Silberquelle zu danken hat. Ohne Anspruch entzieht er sich dem Auge zahlloser Britten, Slaven ihrer Eitelkeit und der Sitte ihres Volkes, die auf dem Wege vorbeyrasseln, um zu Chammonnis an die Wand zu schreiben, dafs sie die Source de l'arveron et la mer des glaces gesehen haben. Dem ruhigen Wanderer lächelt

die Natur holdfeliger, und gewährt ihm überall reiche Nahrung aus der vollen Mutterbrust. Die schwesterlichen Eichen auf dem Hügel sind ihm so schön, als groß der ungeheure Gipfel gegenüber. Mit frohem Entzücken ruht er an dem Rasengestade, unbekümmert um den vorüberfahrenden Pöbel, und folgsam nur dem offenen Auge und Sinn, den eine wohlthätige Hore dem Säugling im Vorüberfliegen einhauchte. Wir gelobten dem kleinen Lac de Chêde ewiges Andenken, und verliesen ihn, um unsere Tagereise zu vollenden. Man ist der Höhe jetzt nah, und plötzlich verändert sich der Schauplatz. Das liebliche Thal verschwindet hinter dem Berge, vor sich sieht man nur den ewigen Schnee auf dem erhabenen Gipfel, und an einigen entblößten Stellen die nackten Knochen unsers Weltkörpers. Wild und schäumend stürzt sich die Arve durch ein jähes Felsenbette, und die umliegende Höhen zeigen nur winterliches Schwarzholz. Der Him-

mel, der bis hierhin so heiter gewesen war, als er es an dem schönsten Octobertage nur seyn kann, umzog sich mit Wolken; finstere Dämmerung brach ein, und ein kalter Wind rasselte durch die Blätter. Auf dem Boden zeigte sich kein grünes Blättchen, sondern bloß der nackte schwarze Schiefer, in dem der Nant noir, ein wilder Bergstrom, sich ein tiefes Bette gegraben hat. Ein Meer von abgerissenen Steinen, welches die ehemalige Anwesenheit eines geschmolzenen Gletschers anzuzeigen schien, lag zu unsern Füßen zerstreut. Nie habe ich noch eine so schrecklich wilde Gegend gesehen, als dieses Steinmeer, und ich glaubte in die Behausung der bösen Geister gerathen zu seyn. Endlich fängt man an, hinabzusteigen, und der Weg bis zu dem Dorfe Cervor ist desto kürzer, weil dieses Thal selbst schon 156 Toisen über die Fläche von Salanche erhaben ist. Von Cervor geht man über eine kleine Wiese zu dem Kirchdorfe Bouchet, wo das Wirthshaus ist. Wir

fanden gute freundliche Leute, die alle ihre Kräfte aufboten, um uns zufrieden zu stellen, stärkten uns durch eine mäßige Abendmahlzeit, und legten uns zur Ruhe, mit der Aussicht, an dem folgenden Morgen das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Freytag den 7ten verliessen wir unser Nachtlager um 6 Uhr, und erkannten jetzt erst die Gegend, deren Anblick uns der Einbruch der Nacht gestern entzogen hatte. Die grossen Eispitzen zeigten sich uns jetzt deutlicher, als wir sie gestern noch gesehen hatten, und schienen uns immer an Höhe zu gewinnen, je mehr wir ihnen nahten. Zuweilen bedeckten Wolken den höchsten Gipfel, und liessen nur hie und da die lichten Gränzen des Schnees durchblicken. Man muß an den Anblick der Schneegebirge schon ziemlich gewohnt seyn, um in solchen Fällen den Schnee immer von den Wolken unterscheiden zu können; aber nie erstaunt man auch

mehr über die gewaltige Höhe dieser Massen, als in dem Augenblicke, wenn man von einer solchen Täuschung zurückkommt, und da festes Land erkennt, wo man nur Nebel und Wolken zu erblicken glaubte. Von dieser Aussicht in den ewigen Winter sticht der Anblick des freundlichen Thales desto lebhafter ab. Es ist ganz umgeben von hohen Felsenwänden, und vergeblich sucht man eine Oeffnung. Der Boden, der aus Aeckern und Wiesen besteht, bringt allerley Getreide, Obst und Nüsse im Ueberflufs hervor. Wein wird jetzt nicht hier gebaut, aber sichere Urkunden bezeugen, dafs es ehemals geschehen sey, ja einige Oerter sind so warm, dafs man oft im December und Januar Veilchen und andere Frühlingsblumen findet. Die kleinen Holzungen, womit die ganze Gegend durchwachsen ist, vermehren ihren Reiz. Die Berge enthalten Silber, Kupfer und Bley, und bey Bouchet ist ein Berg- und Schmelzwerk, wo auch guter Stahl verarbeitet wird. Merk-

würdig ist es, daß dieses ganze Thal ehemals ein See war, der der Lac S. Michel hieß. Die Arve floss damals durch das kleine Thal Chate-lârd, und erst seitdem sich der Fluß bey Cervor einen tiefern Ausweg geöffnet hat, ist das Wasser abgelaufen und der ergiebige Boden nutzbar geworden.

Ungefähr eine halbe Stunde von Bouchet geht man auf der Brücke Pelissici über die Arve. Der Fluß stürzt sich hier wieder durch eine enge Kluft aus dem Thale von Chammonnis in das Thal von Cervor. Die Felsenwände steigen zu beyden Seiten senkrecht empor, und wölben sich oben, gleich einer Grotte, aus der die Fluthen schäumend hervorzubrechen scheinen. Man steigt jetzt bergan bis auf die Höhe der Felsen. Nahe, mit schwarzem Holze bedeckte Berge hemmen die Aussicht zu beyden Seiten, und heften den Blick desto fester auf die Schneegipfel. Zu unsern Füßen hörten wir das wilde Stürmen

der Arve durch ihr jähes Felsenbette, ohne doch von dem Flusse selbst das Mindeste wahrnehmen zu können. Wenn man die Höhe erstiegen hat, geht man etwas weiter hinabwärts über den Nant de Naja, einen reißenden Bach, der den Weg oft gefährlich macht, und jetzt öffnet sich das schöne breite Thal von Chammonnis, dessen erstes Kirchdorf Les Ouches man bald erreicht. Die Bäche Gria und Paconay, über die unser Pfad uns jetzt führte, entstehen aus den gleichnamigen Gletschern, wovon der eine sich in einer grossen Höhe zeigt, der Andere aber weit tiefer in das Thal hinabsenkt. Ein ebener Weg führte uns hierauf über schöne Fluren durch einige Lerchen- und Erlen-Wäldchen an die Brücke Perolata. Hier gingen wir nochmals über die Arve, und waren nach einer halben Stunde in Chammonnis.

Das Thal von Chammonnis erstreckt sich von dem engen Pafs, durch den wir hineinge-

treten waren, bis an den Col de Balme, der Savoyen von Wallis scheidet, gegen Südwesten und Nordosten in einer Länge von 7 Stunden. Auf der nördlichen Seite begränzen es die steilen Bergketten des Mont Breven und der Aiguilles rouges; auf der Südseite thürmen sich die erhabensten, mit einigem Schnee bedeckten Granitspitzen übereinander. Die Breite des Thals ist hinreichend, um eine bequeme Uebersicht der ganzen Kette zu gestatten. Seit meiner zarten Jugend hatte ich so manchen sehnsuchtsvollen Blick auf diese Gegenden geworfen, hatte so manches Bild mir geschaffen, und durch die reizenden Spiele der Wolken an heitern Sommerabenden noch bereichert. So manche grofse und schöne Dinge hatte ich in der Schweiz gesehen; aber weder in Grindelwald noch in Lauterbrunnen waren meine Erwartungen ganz befriedigt worden. Zuweilen zürnte ich mit der Natur, die mir die Urbilder zu meinen jugendlichen Träumen nicht hatte schaffen wollen;

oft ging ich sogar in meinem Unmuth so weit, die errungene Vorstellung des Wahren gegen den Verlust meiner Träume gering zu schätzen. Stellt Euch vor, wie mir zu Muthe ward, als ich alles hier vereinigt fand, was ich in der ganzen Schweiz vergebens gesucht hatte! So oft ich an den ungeheuren Colossen von neuem hinauf sah, versank ich auch in neues Staunen über die Fülle der Grösse, die die Natur hier zusammengehäuft hat. Bis auf eine ansehnliche Höhe bedecken freundliche Wiesen, die mit Fichten- und Lerchenwäldern vermischt sind, den Fuss des Gebirges. Diese Wälder werden durch die grosse Eis- und Schneewüste begränzt, worauf die jonischen Granitspitzen ruhen, die an einigen Stellen nackt und an andern mit ewigem Schnee bedeckt erscheinen. Drey der höchsten und nächsten Gipfel sind die Aiguilles du Gouter, du Midi und du Dru. In der Mitte, neben der schönen Aiguille du Midi zur rechten, nimmt der Dôme du Mont blanc die höchste

Stelle in der ganzen Kette ein. Zwischen beyden sieht die Spitze des Berges niedriger hervor; sobald man sich aber nur ein wenig auf die benachbarten Höhen erhebt, so steigt sie immer mehr empor, und beherrscht weit und hehr die übrigen alle. Zur rechten und linken des Fleckens Chammonnis hat die Natur, mit mächtiger Hand, zwey prächtige Gletscher aus dem Eismeer herabgeworfen. Hier kommt von der erhabenen Aiguille du Dru der große Glacier des Bois, und dort von der Aiguille du Midi der glänzende Glacier des Buissons. Wie zwey schöne Himmelswege steigen sie an den Bergen hinauf, und verlieren sich in dem großen See von Eis und Schnee. Ihre ansehnliche Breite und der mächtige Schwung, womit sie sich in das Thal hinabwälzen, machen sie überaus mahlerisch, und unter den Bernischen Gletschern erinnere ich mich keinen gesehen zu haben, der nur von fern mit ihnen verglichen werden könnte. Das Thal selbst ist schön und reich;

die Arve entsteht als ein ansehnlicher Bach auf dem Col de Balme, und durch den Zutritt vieler Gletscherwasser, die sich von den Bergen herabstürzen, erwächst bald der schöne Fluß, der das ganze Thal in einem räumlichen Kiesbette durchströmt und seine Gefilde netzt. Die Ufer bestehen theils aus fetten Wiesen, theils aus kleinen Lerchen - Erlen - und Birkenwäldchen. Die Mischung des frischen Erlengrüns mit dem bunten Herbstgewande der Birken und Lerchen war ungemein reizend. Wein und Obst können in einer Höhe von 525 Toisen über der Fläche des Meeres nicht zur Reife kommen; aber Gerste, Haber, Bohnen, Kartoffeln und schöner Flachs gedeihen desto besser, und an einigen Orten kommt selbst der Weizen sehr gut fort. Auf den Alpen sind treffliche Viehweiden, und die hiesigen Bienen bereiten den besten Honig in der ganzen Gegend.

Chammonnis ist ein ziemlich wohlgebauter Flecken, mit einer Pfarrkirche und 3 sehr gu-

ten Wirthshäusern, denen der groſſe Zufluß von Fremden reiche Nahrung giebt. Die Einwohner ſcheinen vermögend, ſind wohlgeſtaltet, und die den Savoyarden gemeine Froh- und Gutmüthigkeit trifft man auch bey ihnen im hohen Grade an.

Schon auf dem Herwege hatten wir den prächtigen Glacier des Buiffons beſucht; ſeine blendenden Eiſſpitzen glänzten uns gleich bey unſerem Eintritte in das Thal entgegen, und ſchienen ſich ganz niedrig hinabzuſenken; aber noch nie hat mein Geſicht mich ſo getäuſcht. Wir brauchten eine halbe Stunde, um auf einem äußerſt ſteilen und ermüdenden Pfade den Fuß des Gletſchers zu erreichen. Die groſſen Eiſkegel, die man hier gleich erblickt, ſind die ſchönſten, die ich noch geſehen habe. Gleich darauf folgt eine Ebene von feſtem Eiſe, auf der man quer über den ganzen Gletſcher gehen kann; indeſſen machen die kleinen Erhöhungen und Tiefen doch viel Behutſamkeit nöthig. — Da wir eine gute

Viertelstunde brauchten, um von dieser kleinen Höhe wieder herab zu steigen, so ward es uns begreiflich, daß die Spitze des Mont blanc, an dessen Fusse wir uns befanden, 18 Stunden Weges von Chamonnis entfernt ist, und daß Saussure viertelhalb Tage gebraucht hat, um sie zu erreichen.

Nach dem Mittagessen gingen wir zu der Quelle des Arveiron, eines Gletscherwassers, welches aus dem Glacier des Bois entsteht. Dieser Gletscher senkt sich ganz bis in das Thal hinab; er ist ohngefähr eine Stunde von Chamonnis entfernt, und verdankt seinen Namen einem Fichtenwalde, hinter dem sein Fuß verborgen ist. Die großen Granitblöcke, die man schon in einiger Entfernung von hier antrifft, beweisen die starke Abnahme des Gletschers. Der Anblick dieser Quelle mag wohl einzig in seiner Art seyn. Hinten deckt der schwarze Fichtenwald jede Aussicht; vor uns lagen lauter

auf einander gehäufte Granitblöcke und die ungeheure Masse von Eis. In dem Eise ist eine große Höhle, prächtig gewölbt, und scheint sich hinten in finstere Nacht zu verlieren. Aus diesem schauerlichen Dunkel bricht der Arveiron hervor, und stürzt sich schäumend zwischen den Granitblöcken hindurch. Ausser der großen Höhle, die sich fast mit jedem Tage verändern soll, stürmte das Wasser jetzt auch noch aus einer kleineren hervor, und eine dritte war ganz trocken. Diese reizte mich so sehr, daß ich beschloß, mich hineinzuwagen, so beschwerlich auch der Fluß und die großen Stücke von Eis und Granit den Weg machten. Es ist immer rathsam, bey solchen Gelegenheiten zu eilen, weil oft Steine und Eisklumpen herabfallen; aber Gott weiß, was ich an diesem Tage nicht gewagt hätte. Leicht sprang ich von einem Stein zu dem andern über den wüthenden Strom, und zeigte meinem Führer den Weg. Wirklich ward mir nicht wohl, als ich gerade einen großen Granitblock auf der an-

sichern Decke über meinem Haupte liegen sah, und ich machte mich schnell in das innerste Heiligthum. Der Anblick der prächtigen Eiswölbung über mir und des schönen grünen Lichts, welches durch die dicke Kruste brach, belohnte mich reichlich für meine Mühe, und ich dünkte mich einen Triton in dieser herrlichen Grotte. Mein Führer mußte alle Künste der Ueberredung anwenden, um mich wieder von meinem Göttersitze zu entfernen; endlich mußte ich ihm doch nachgeben. Der Abend brach ein, als wir in Chammonis wieder anlangten. Die Ruhe und ein Glas Punsch schmeckten uns trefflich bey dem lodern den Caminfeuer.

Den folgenden Tag, Sonnabend den 8ten, wollten wir den Montanvert besteigen, um das Eismeer noch recht in der Nähe zu sehen. Wir waren aber vielleicht von dem vielen Genuß zu übermüthig geworden, denials wir erwachten, regnete es hier seit fünf Wochen zum erstenmale, und der ganze

Himmel war mit Wolken bezogen. Indessen gewährte mir auch dieser trübe Tag hier so vieles Vergnügen, daß es mir kaum leid ist, um freiwilligen das große Savoyische Eismeer nicht bestiegen zu haben. Die beständige Wirthschaft der Wolken in den Gebirgen, die bald eine der Spitzen durch einen leichten Schleyer zeigten, bald nur ein einzelnes Stück des Mont blanc sehen ließen, und dann wieder einen Theil des ganzen Gebirges entblößten, war ungemein entzückend. Der neue Schnee, der diese Nacht schon gefallen war, zeichnete sich auf den Felsen aus, und die Wolken theilten die ganze Bergkette in unzählige Schichten ab. Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, so beschloßen wir, noch diesen Nachmittag bis Salanche zurück zu gehn. Der Weg beträgt zwar nur 6 kleine Stunden, aber unser lieber kleiner Lac de Chéde und der Wasserfall hielten uns so lange auf, daß wir die letzten 2 Stunden in der Dämmerung und Nacht abmachen mußten. Der andere Tag war ein Sonntag,

und deswegen ward den ganzen Abend hindurch in allen Dörfern geläutet. Was ein schönes Geläute an einem stillen Abend auf den Wanderer für einen feyerlichen Eindruck macht, wißt Ihr, und ich habe noch an wenigen Orten so schön läuten gehört, als in fast allen Kirchdörfern von Savoyen. Es war halb 8 Uhr, als wir in Salanche ankamen.

An dem folgenden Morgen, Sonntag den 9ten, gingen wir aus Salanche, mit dem Vorfatze, Genf wo möglich noch zu erreichen. Wir hatten die ersten 6 Stunden, bis Bonneville um 1 Uhr abgemacht, und nachdem wir unsere Kräfte durch ein gutes Mittagessen gestärkt hatten, würden unsere Füße uns auch für die fünf letzten ihre Dienste nicht versagt haben; weil aber die Genfer schon um halb sieben Uhr ihre Thore zu schliessen pflegen, so mußten wir uns darein ergeben, in Chêne zu bleiben, wo wir um 8 Uhr anlangten. Montag, den 10ten, um 10 Uhr Mor-

gens kamen wir frisch und gesund bey unserer
Gesellschaft wieder an.

Lebt wohl, und gedenkt meiner, wenn Ihr
nach Savoyen kommt !

Dritter Brief.

*Turin, den 29ten October
1791.*

O, daßs Ihr doch hier wäret, um uns willkommen zu heißen in diesem Lande des Segens, wo die Natur ihren Kindern ein stets lachendes Antlitz zeigt, und alle ihre Kräfte anbietet, Noth und Elend von ihnen abzuwenden. Es ergreift Euch ein eigenes Gefühl, wenn Ihr die lange Kette der beschneyten Alpen zum erstenmale hinter Euch seht, und nun in jene Ebene tretet, die, so weit das Auge reicht, nur ein Garten zu seyn scheint. Halbtrunken von Wonne mochte ich anfangs weder meinen Sinnen noch meinem Bewußtseyn trauen, daßs ich wirklich in Italien

sey, in jenem Lande, wonach ich von meiner zartesten Kindheit an mit heifser Sehnsucht hinzusehen gewohnt war. Doch ich bin ja wirklich da, so wie Ihr leider weit jenseits, und ich muß Euch kurz sagen, wie wir so weit gekommen sind.

Es war Dienstag der 16te, als wir aus Genf fuhren, mit einem Vetturino, der aus Lecce in dem untersten Italien gebürtig ist, und jetzt einem Römischen Hauderer dient. Er war nach Italiänischer Sitte gedungen, uns für eine gewisse Summe hierhin zu bringen und unterwegs zu beköstigen. *) Die Folge hat gezeigt, daß sein

*) Guido Oranzio ist sein Name, und war ein Ideal eines Fuhrmanns. Wir sind ganz Italien bis Neapel mit ihm durchzogen, und in jeder grossen Stadt, wie in jedem kleinen Dorf oder Flecken war er bekannt und zu Hause. Apulien,

Nutzen nicht übermässig gewesen ist, und einzelne Reisende kommen auf diese Weise wirklich unglaublich wohlfeil fort.

sein Vaterland, und Calabrien kannte er eben so gut wie die Lombardey. Als wir ihm unsere Verwunderung bezeugten, dass er sich so weit von seinem eigentlichen Wohnorte entfernt habe, sagte er uns lächelnd: mit guten Herren ginge er durch die ganze Welt. Hierauf fing er an, uns von Wien, München, Frankfurt und allen grossen Städten unsers Vaterlandes zu erzählen. Da St — Kammerdiener dieses hörte, erinnerte er sich gleich, ihn vor 2 Jahren mit seinen Maulthieren in Berlin gesehen zu haben, und dass sein wälsches Fuhrwerk dort viel Aufsehen erregt habe; er selbst fügte hinzu, dass er dort mit einem Lief-länder gewesen sey, den er nach Riga gebracht habe, durch Polen und Ungarn sey er nach Hause zurückgereist. So war er auch einmal mit Engländern nach Calais gekommen, hatte dort seine Maulthiere verkauft, und war zur See nach Li-

Durch ein weites und fruchtbares Thal zwischen dem kahlen Salève und der langen Kette des Jura fahren wir nach Frangy, wo wir unser

vorno zurückgekehrt. Diese Reise hatte ihn gegen jenes treulose und unwirthbare Element mit dem größten Widerwillen erfüllt, und so oft er davon sprach, gerieth er in einen Eifer, der ihm sonst gar nicht natürlich war. Immer gut ausgeräumt und immer gleich lang- und gleichmüthig stimmte sein ganzes Wesen mit dem unwandelbaren Schritt seiner Maulthiere, und den Schellen, womit ihr Geschirr behangen war. Uebrigens hing er sich gleich an uns, als ob er nie einem andern Herrn gedient hätte. Einen gleichen Eifer, es uns überall wohl seyn zu lassen, und unsern Wünschen vorzukommen, haben wir hernach nur bey unserm treuen Sicilischen Begleiter wieder gefunden. Nur selten suchte er uns in die wohlfeileren Wirthshäuser statt der bessern zu führen, und dann verwünschte er voll Schaam den Verfasser des rothen Buchs, das uns die Sachen richtiger als

Mittagsmahl hielten. Die nahenden, schon ganz mit Schnee bedeckten Gebirge gewährten uns den Nachmittag manchen schönen Anblick. Wir übernachteten in Rumilly. Den 17ten Morgens fuhren wir durch Aix, ein Städtchen, welches in einer angenehmen Gegend liegt, und wegen seiner warmen Bäder bekannt ist. Noch vor Mittag erreichten wir Chambery, die Hauptstadt von Savoyen. Ein gießender Regen benahm uns den vollen Genuß der Aussicht in das weite und reiche Thal, welches rund um die Stadt mit prächtigen Castanienwäldern und Obstgärten ganz

er berichtete. Er war, wie gesagt, mit allen Wegen und Stegen, Städten und Wirthshäusern seines Vaterlandes vertraut bekannt, aber weiter erstreckte sich seine Wissenschaft auch nicht, und man hätte umsonst versucht, ihn zu bereden, daß es ausser Pferden, Maulthieren, Landstraßen und Wirthshäusern noch etwas Gutes oder Schlechtes, Schönes oder Häßliches in der Welt gebe.

erfüllt ist. Von der Stadt kann ich Euch eben so wenig erzählen; doch schien sie mir nicht schön. Den Abend gelangten wir nach Montmélian, einer Stadt, die auf einer Höhe an der reisenden Isère liegt, und wegen des Weines, der in ihrer Nähe wächst, bekannt ist. Uns hat er eben so wenig wie die übrigen Savoyischen Weine recht schmecken wollen. Sie sind fast alle schwer, dick und herben, zusammenziehenden Geschmacks.

Den 18ten Vormittags fuhren wir durch das breite Thal, welches die Isère durchfließt. Zu beyden Seiten hängen Dörfer an dem Abhang der hohen Berge, und schienen jetzt eingehüllt in das vielfarbige Herbstlaub der Buchenwaldung und des Weinstocks. Um Mittag erreichten wir das offene Städtchen Aiguebelle, wo die Isère die Aro aufnimmt. Dieser ungestüme Bergstrom wässert die Provinz Maurienne, die wir jetzt betraten. Schöne Wiesen in dem Thal, der schnelle Strom,

hohe Waldung auf den Bergen und verschiedene Wasserfälle, die von ihnen sich herabstürzten, erfreuten uns gleich bey dem Eintritt. Das Thal ist 19 Stunden lang, und mag an Mannichfaltigkeit grösser Naturscenen, die sich dem Auge überall darstellen, wohl wenige seines Gleichen haben. Hier sieht man sich umgeben von himmelhohen Felsen, die den Sturz drohen; mit wildem Ungestüm drängt die Arc sich durch die enge Kluft, und läßt kaum für die Landstrasse hinlänglichen Raum übrig; dann öffnet sich mit einmal wieder ein räumliches Thal mit einer kleinen Stadt, oder einem Dorfe, zwischen schönen Fluren und blumigen Wiesen. Die Berge zeigen sich zu beyden Seiten bald als nackte malerische Felshäupter, bald als fette Alpen und bald als dichter Wald. Jedes ebene Plätzchen wird von den Einwohnern mit unglaublicher Sorgfalt benutzt, und die kleinen Saatsfelder an dem Abhange des Gebirges gleichen eben so vielen Terrassen. Man sieht mit Wohlgefallen den

emfigen Savoyarden Dünger und Erde in Körben den steilen Pfad hinantragen, und so auch dem nackten Stein Fruchtbarkeit und Gedeyhen abgewinnen. Ueberhaupt hat diese Reise die gute Meinung, die ich schon auf meiner Wanderschaft nach dem Mont blanc von diesem Volke gefaßt hatte, mehr als bestätigt. Ihr argloser, biederer, stets fröhlicher Sinn und ihre Arbeitsamkeit machen sie glücklicher als ihre Nachbarn, die Piemonteser, die im Trotz auf die Ueppigkeit ihres Landes das ärmere Savoyen, die Wiege des Heldenstammes ihrer Beherrscher, so tief unter sich achten, daß sie nicht gern etwas mit ihnen gemein haben mögen. Lächeln mußte ich, als ich an einem dieser Tage Büschings Beschreibung von Savoyen aufschlug, und unter andern darinn fand, die meisten Savoyarden wären Packträger und Eseltreiber, und ernährten sich damit, die Fremden über den Mont Cenis zu bringen, grade als wollte man sagen, die meisten Schweizer wären Wegweiser, und nährten sich damit, den Fremden

das Gebirge zu zeigen. Die unzähligen Bettler, wovon Büfching die Landstraßen wimmeln läßt, haben wir nicht gesehen. Ihr Fleiß und ihre Genügsamkeit trotzen der Armuth, so wie ihre offene heitere Stirne der finstern Verachtung ihrer übermüthigen Nachbarn. — Der dunkelfarbige Stein, aus dem die dicken Mauern der Häuser erbaut sind, und die wenigen kleinen Fenster mit papiernen Scheiben geben den Flecken und Dörfern ein finsternes, wüstes Ansehen. Groß und wüst sind auch die Zimmer der meisten Wirthshäuser, und alle sind höchst unreinlich, so wie überhaupt die Savoyarden an Unreinlichkeit es den Italiänern fast noch zuvorzuthun. — Die Landstraße ist sehr gut, und es müssen ungeheure Summen aufgewendet worden seyn, um sie gegen die wilden Fluthen der Ströme und den Sturz der drohenden Felsen zu sichern.

Den 19ten führen wir an der Hauptstadt der Provinz, S. Jean, vorbey, die der Sitz eines Bischofs

ist, und in einem schönen grünen Becken liegt. Ein triefender Regen machte diese Tagreise unangenehm, gewährte uns aber doch einigen Ersatz, als wir Nachmittags, in einer Gegend, wo das Thal ungemein enge wird, zahllose Bergströme sich in größern Fluthen von den Felsen herabstürzen, und zwischen der schönen Waldung, in mannichfaltigen Windungen, der Arc entgegenschäumen sahen. Die Nacht brachten wir in Modane, einem kleinen finstern Flecken, zu. Den andern Morgen wollten wir lange vor Tag ausfahren; aber ein schrecklicher Sturm mit Regen vereitelte unsere Absicht; als sie aber wirklich anbrach die Morgenröthe des Tages, der uns Italien zeigen sollte, entflohen die Wolken; der abnehmende Mond schien freundlich auf uns herab, und die Sterne funkelten mit dem lebhaftesten Glanze. Ueber dem Gebirge ward es immer lichter, und stimmte zu unsern Erwartungen von dem Lande, das uns noch hinter diesen Bergen verborgen lag. Mir war den

ganzen Tag über zu Muthe wie einem Kinde, das den heiligen Christ erwartet. Die Gipfel, die uns in mancherley Gestalten umgaben, waren alle mit Schnee bedeckt, und schienen rosig in dem Glanze der aufgehenden Sonne. Wir erstaunten auch hier wieder über einen Wasserfall, dessen Strom sich von jähem Felsen herabmächtig in eine Kluft stürzte, deren Tiefe wir aus der Ferne nicht wahrnehmen konnten. Fast mit jedem Augenblick enthüllte sich ein neuer Schauplatz grosser, feyerlicher Natur. Der Morgen war schön, aber kalt, und sogar auf den Feldern lag schon einiger Schnee. Bey dem Flecken Tarnignon erreicht man die letzte grosse Wendung des Thals, und eine Stunde darauf den schlechten Flecken Larnebourg, der an dem Fuss und in dem Schatten des Cenis liegt. Hier nahmen wir Abschied von unserer Arc, die uns so lange zur Seite gewesen. Sie entspringt unfern von hier aus einem Gletscher. Das hässliche Larnebourg hat auch keine schöne Lage. Der

Cenis ist kahl, und entspricht auf dieser Seite keineswegs der Erwartung, die der Wanderer von ihm hegt, ja man möchte sagen, sein Schatten, der den Einwohnern im Winter 6 Wochen lang das Licht der Sonne entzieht, sey größer als er selbst. Dieses ist unseres guten Büschings Savoyen; denn hier mag sich wohl der größte Theil der Einwohner damit ernähren, Menschen und Waaren über den Berg zu bringen. Sie hatten bald mit ausnehmender Fertigkeit und Schnelligkeit unsere Wagen und Gepäck auseinander genommen, und auf Maulesel geladen. Wir selbst folgten gleich nach; unsere S — mit ihrer Kammerjungfer in Tragseffeln, und wir auf Mäulern. Mit unserem kleinen Ernst, der zu seiner großen Freude auf seinem Maulesel ritt, mochten wir der Ismaelitencaravane mit dem erkauchten Joseph nicht unähnlich sehen. Hier lernte ich zum ersten Male die Seelenstärke der Maulthiere kennen, die jeder Anfechtung auch des ungeduldigsten Treibers widersteht, und

ihren nicht sehr schnellen Schritt immer gleich erhält. Nach einigen vergeblichen Bemühungen faßte ich endlich den Entschluß, dieselbe Standhaftigkeit zu beweisen, und mich eben so leidend, wie das übrige Gepäck zu verhalten. Gegen die Gefahr verloren zu gehen schützten uns große Schellen an den Hälsen unserer Thiere und ihre unüberwindliche Passion, immer in grader Linie hintereinander her zu gehen. Der Weg schlingt sich in einem beständigen Zickzack den Berg hinan, und ist oft beschwerlich, obwohl immer sicher.

Es schneyte unaufhörlich, und wir kamen nach anderthalb Stunden ganz erfroren bey dem Posthause an, welches auf der Höhe liegt. Hier ist in der Mitte eines großen Beckens, zwischen den höchsten Gipfeln des Gebirges, ein tiefer See, der anderthalb Stunden im Umfange hat, und seiner Forellen wegen weit und breit berühmt ist. Auffallend ist der Anblick des klaren

Sees, mitten unter Schneegebirgen auf dieser großen Höhe. Wir erwärmten uns in dem Wirthshause, und hielten ein Mahl von den Forellen des Sees, die wir nicht unter ihrem Rufe fanden. Hierauf packten wir unsern Ernst auch auf einen Tragstuhl, und erreichten nach einer Stunde das große Kreuz, wo man hinab zu steigen anfängt. Hier heben sich hohe und glatte Felsen zu beyden Seiten des Weges. Der Semar, ein Bach, welcher der Abfluß des Sees ist, hat sich durch den Stein einen Weg gebahnt, und bricht schäumend aus der schwarzen Kluft hervor. So endigt Savoyen. Wir begrüßten einander jetzt mit dem lauten Zuruf: Italien! Da wehete ein lauer Duft uns entgegen, und lösete den Frost unserer erstarrten Füße. So sollten wir auch fühlen, daß wir Italien erreicht hatten! Hohe Fichtenwaldung bedeckte den Abhang des Berges. Der Weg von dem großen Kreuz bis an den Fuß des Berges beträgt zwey starke Stunden; er ist auf dieser Seite weit schlimmer, als

auf der andern, und geht oft neben den fürchterlichsten Abgründen jäh hinab. Wir waren kaum noch eine halbe Stunde auf diesem Wege, als die Nacht einbrach. Tiefer noch schienen uns jetzt die jähren Abgründe, und höher die starren Felsenhäupter, an denen der Weg vorbeyleitet. Der weisse Schaum des stürzenden Semars blickte allein zuweilen durch die schwarze Fichtenwaldung hervor, und sein wildes Rauschen machte den Eindruck der Finsterniß in tiefer Einöde noch schauerlicher. Die Maulesel wußten sich auf diesem Wege wieder bey mir in Ansehen zu setzen. Unser S — stieg ab, weil er seinen eignen Füßen mehr traute, als den Beinen dieser Thiere. N — und ich blieben aus entgegengesetzten Gründen sitzen, und haben uns nicht übel dabey befunden; so genau wissen sie den Weg, und so groß ist die Vorsicht, womit sie jedes Plätzchen ausfuchen, auf welches sie den Fuß setzen. Wir übernachteten zu Novalire, in dem ersten und einzigen

guten Wirthshause, welches wir auf diesem Wege angetroffen haben.

Den 21sten war unser Fuhrwerk bey Tagesanbruch schon wieder in Ordnung. Hinter uns entflohen die Alpen; wir sahen das erste Italiänische Thal, und mit ihm eine andere Welt. Der Himmel über uns war blau, und so mild, als wäre die Sonne seit gestern um einen Monat zurückgegangen. Wir fuhren durch die wohlgebaute Stadt Susa, die eine wichtige Festung ist. Sehr reizend liegt die Abtey S. Michele auf der Ecke des zahmen Gebirges, das sich hier gegen die Ebene wendet. Sie beherrscht das üppige Thal, dessen Felder mit schönen Pflanzungen von Maulbeerbäumen, Weingärten, Städten und Dörfern beständig wechseln. Wir hofften den Abend noch Turin zu erreichen, mußten aber des frühen Thor schlusses wegen in dem Städtchen Rivoli bleiben, welches zwey Stunden davon entlegen ist. Aufser dem grossen königlichen

Schloß sind hier viele Wohnungen vornehmer Turiner, die einen Theil des Herbstes in dieser Stadt zubringen, um das Land zu genießen. Der ganze Ort ist fein gebaut, und unser Wirthshaus war es auch, dagegen aber inwendig so wüste und unflätig, daß unsere getäuschte Erwartung sich darüber entrüstete, und es mit den Pharifäern und ihren Gefäßen verglich. Wir flohen in die Opera buffa, die den Abend gegeben ward, und ergötzten uns an der Neuheit, die dieses Schauspiel und die lebendige Theilnahme der Zuschauer für uns hatten. Die Gesellschaft war ansehnlich, und die Schauspieler besser, als wir sie in dem kleinen Städtchen erwartet hatten.

Es war ein klarer Herbstmorgen, als wir Montag, den 22ten, Rivoli verließen. Die Stadt liegt an dem Abhange eines Hügels, und vor uns sahen wir jetzt die herrliche Lombardische Ebene; die sich von hier bis an das Adriatische

Meer erstreckt, und ihres Gleichen schwerlich in der Welt hat. So weit das Auge reicht, sind die üppigsten Gefilde mit Reihen von Maulbeerbäumen durchwachsen. Kleine Hayne von hohen Pappeln und zahllose Kirchthürme ragen über den Maulbeerbäumen hervor. Man glaubt, in keinem Saatsfelde, sondern in einem Lustgarten zu seyn. Der Anblick war so herrlich, und so milde der Einfluss des südlichen Himmels und der höhern Sonne, daß wir frohlockend in der großen Ulmenallee nach der Hauptstadt fortfuhren, als ein scheußlicher Anblick unsere ganze Freude vernichtete. Es war der Leichnam eines Erschlagenen, der an dem Wege lag. Wir ließen halten, um uns nach den näheren Umständen dieses Mordes zu erkundigen. Das gefiel unserm Guido nicht. „Andiamo, sagte er gleichgültig, è un ammazzato“ *); und

*) *Fahren wir weiter; es ist ein Erschlagener.*

wirklich wollte er weiter fahren. Wir erfuhren, daß der Mensch in der verwichenen Nacht im Streit ermordet worden sey. Er hatte einen Schnitt in dem Gesicht, einen Stich in das Herz, und der Wind spielte mit dem Schaum, der ihm vor dem Munde stand. In der vorhergehenden Nacht hatte sich ein ähnlicher Fall zgetragen, und scheint überhaupt auch in diesem Lande, wo die Polizey doch wachfamer ist, nicht selten zu seyn.

Welchen Schauder dieser Anblick in uns erweckte, und in wie tiefes Nachdenken er uns versenkte, brauche ich Euch nicht zu sagen. Ist es nicht ein Jammer, daß die Menschen sich oft selbst desto unglücklicher machen, je mehr die Natur auf sie verwendet hat? Ich konnte den Eindruck, den dieses Schauspiel auf mich gemacht hatte, nicht vergessen, und war noch damit beschäftigt, als wir hier anlangten.

Turin liegt an dem Anfang der reichen Lombardischen Ebene, deren üppige Gefilde sie rund

umher mit allen Gattungen der Vegetation umkränzen. Der Po, obgleich nur 6 Stunden von seinem Ursprung entfernt, strömt schon als ein schöner Fluß diese Stadt vorbey, und zeigt, daß er es verdiene, der König der Italischen Flüsse und dieser herrlichen Gefilde genannt zu werden. Ueber die Ebene hinaus sieht man eine prächtige Alpenkette von den Gränzen Frankreichs bis an den Fuß der Tyroler Gebirge sich in Gestalt eines halben Mondes erheben. Der kegelförmige hohe Viso ragt unter allen hervor, und ist wie zu einem Male dahingefetzt, den Ursprung des Po's anzuzeigen. Auf den näheren, mit mancherley Grün bewachsenen Bergen sieht man hier die große Abtey San Michele, und dort das prächtige Gebäude der königlichen Gruft, La Superga, mit seiner hohen Kuppel und schönen Kirche die ganze Gegend beherrschen. Alleen, Gärten, Lustschlösser und Landhäuser kränzen die reizenden Ufer des Po, und den ganzen Umfang der Stadt. Nach diesem kurzen Abriss brauche

ich Euch nicht mehr zu sagen, daß die Lage Turins eine der schönsten ist, die man sehen kann. Die Stadt selbst ist es nicht minder; der groſſe Carlsplatz, die Strada nova, der Schloßplatz, die Straße der groſſen Dara und die breite Poſtraſſe mit ihren hohen Bogengängen ſetzen durch ihre ſchönen, größtentheils prächtigen Gebäude in Erſtaunen. Schade, daß die Breite der meiſten dieſer Straßen mit der Höhe der Häuser nicht in dem gehörigen Verhältniß ſteht.

Das Schloß iſt groſs, aber von auſſen unanſehnlich gebaut; deſto bequemer ſchien mir die innere Einrichtung. Die Gallerie iſt ſehr anſehnlich, und enthält viele ſchöne Gemälde aus beyden Schulen. Es war mir unerwartet, ſo viele und ſo treffliche niederländiſche Stücke hier zu finden. Das Theater iſt eines der größten und ſchönſten in Europa. Das Schloß hängt mit der ſchönen Sacriſtey der Cathedralkirche zuſammen, worinn das vorgebliche heilige Schweißstuch ver-

wahrt wird. Es ist ein rundes Gewölbe und ganz mit schwarzem Marmor bekleidet. Das Heiligthum ist in einem Behältniß auf dem Altar beständig von einer Menge brennender Lampen umgeben. Dieses Gebäude schien mir wegen des edlen und passenden Geschmacks, der durchaus darinn herrscht, ungemein sehenswerth. Viele Kirchen der Stadt sind prächtig, und enthalten zum Theil schöne Gemälde. Sehenswerth ist auch das Zeughaus, welches sehr reichlich versehen und ordentlich gehalten ist. Besonders gefiel mir ein runder Saal, der ringsum mit Waffen des Mittelalters, die in Trophäen geordnet sind, behangen ist. Das Museum ist nicht sehr reich. An der berühmten Ilistafel, die von Erz und mit einer Menge Egyptischer Bilder geziert ist, fand ich nichts zu sehen; desto mehr zog mich unter den Marmorbildern aus dem Alterthum ein schlafender Amor an, der von ungemeiner Schönheit ist. Die Bibliothek und das Physikalische Cabinet schienen mir nicht sehr

wichtig, eben so wenig die Sternwarte; aber schön ist die Aussicht von ihrer Zinne über die ganze Stadt.

Turin enthält in einem Umfang von ungefähr anderthalb Stunden die große Bevölkerung von 100,000 Seelen. Das Gewühl auf den Straßen ist sehr groß, und größer noch das Getümmel wegen der ungemeinen Lebhaftigkeit des Volks. Man muß mit dem Italiänischen Charakter schon vertrauter geworden seyn, um seine Ohren an das gellende Geschrey zu gewöhnen, welches unaufhörlich in allen Gassen ertönt.

Der große Schlossplatz ist immer voll von Marktschreibern, Puppenspielern und dergleichen freyen Künstlern mehr. Jeder hebt seine Predigt an, und keinem fehlt es an einer Menge von lehrbegierigen Zuhörern. Ich habe oft nicht gewußt, ob ich mich mehr über die Snade des Meisters verwundern sollte, oder über die gespannte Aufmerksamkeit der Umstehenden, die

auf allen ihren Gesichtern gezeichnet war. Immer war dieser Platz für mich sehr anziehend.

Wir haben einen Vormittag dazu angewendet, nach der Superga zu fahren, von deren Lage ich Euch vorhin schon Etwas gesagt habe. Die königliche Gruft ist sehenswerth, und die dabey befindliche Kirche, inwendig ganz von weißem Marmor, sehr reich, und doch sehr einfach, überhaupt in edlem Geschmack erbaut und geziert. Die Nebengebäude dienen einem Capitel zur Wohnung, welches zu der Kirche gestiftet ist. Entzückend ist die Aussicht von der Kuppel dieses Gebäudes. Zu seinen Füßen sieht man die große Stadt mit ihren Thürmen und Pallästen, den Po, der sich an ihr vorbeyst durch reiche Gefilde windet, und die herrliche Ebene der Lombardey in unabsehblicher Ferne. Der majestätische Halbzirkel der beschneyten Alpen, den man nirgends schöner sieht, macht die Gränze dieser wunderschönen Aussicht.

Wir sind noch keine acht Tage hier, und ei-
 len morgen schon wieder weiter. Ihr müßt
 Euch deswegen mit der Dürftigkeit dieser Nach-
 richten begnügen, und werdet es um so leichter,
 da es ohnehin schon so viele Beschreibungen der
 Städte giebt, und Ihr wißt, daß ich nicht gerne
 vergeblich schreibe. Lebt wohl!

Vierter Brief

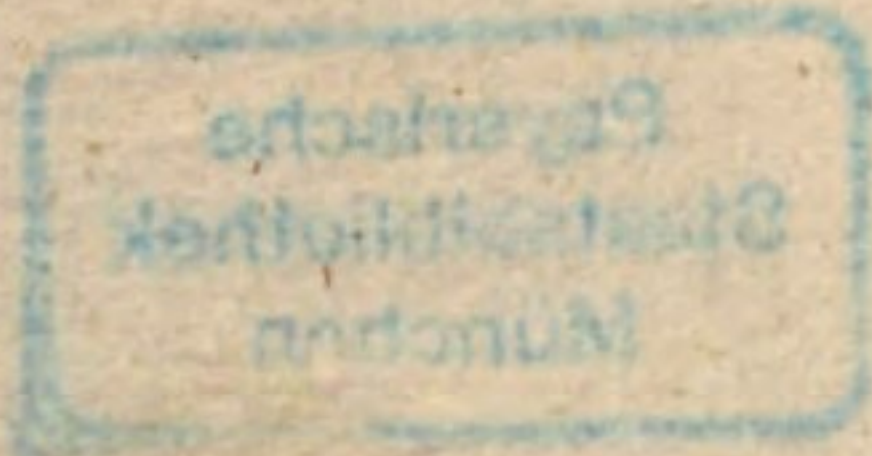
Florenz, den 16ten December

1791.

Es ist lange, daß ich Euch nicht geschrieben habe; aber die Umstände drängen uns so, daß mir selten eine ruhige Stunde, wie ich sie mir wünsche, zu Theil wird, um Euch über unsere Reise Bericht abzustatten. Auf dem ganzen Wege von Turin bis Bologna haben wir uns nirgend über 3 Tage aufgehalten, haben unterdessen viele berühmte Städte und merkwürdige Dinge gesehen, über die ich Euch aber, eben weil wir so sehr eilten, nur wenig sagen kann. Macht Euch also darauf gefaßt, vorlieb zu nehmen.

G

Wir verliessen Turin den 3ten Mittags. Ueber die Schönheit der Gegend um diese grosse Stadt habe ich Euch in meinem vorigen Briefe genug gesagt. Auch jetzt sahen wir noch einige herrliche Stellen an dem Po, der sich hier durch fette Wiesen und kleine Wälder windet. Sonst ist der Weg vor dem Appennin nicht reizend. Das Land ist zwar ungemein fruchtbar, aber ganz flach. Man sieht keinen einzigen Wald, und sogar diejenigen Bäume, die auf dem Felde zerstreut stehen, sind wegen des Holzmangels verstümmelt. Manche wahre Zauberblicke gewährten uns auf dem ganzen Wege die sich immer mehr entfernenden Alpen, deren beschneyte Spitzen sich unter dem herrlichsten Farbenspiel zeigten. Den 1sten Mittags waren wir in Asti, dem Asta Pompeja der Römer. Die Stadt ist gross, und enthält einige schöne Kirchen und Palläste, scheint aber übrigens arm und schlecht bevölkert. Man erreicht hier zuerst den Tanaro, und hat ihn bis Alessandria zum Begleiter; aber die grosse



Fläche gestattet nur seltene Blicke auf diesen schönen Fluß, und nur die Pappeln, womit seine Ufer fast überall besetzt sind, geben der Gegend einiges Leben. Alessandria, der vornehmste Ort in dem Sardinischen Mayland, liegt zwischen dem Tanaro und der Buria. Zweyjährliche Messen und ein ansehnliches Gewerbe ernähren eine Bevölkerung von 12,000 Seelen, und machen die Stadt lebhaft. Sonst ist sie nicht schön. Jenseits des Tanaro, über den hier eine schöne steinerne Brücke führt, ist eine feste Citadelle, und in der Stadt eine starke Besatzung. Wir waren hier den 2ten Mittags, und erreichten denselben Abend noch Novi, die erste Genuesische Stadt, die an dem Fusse des Appennins liegt. Den 3ten hatten wir das Gebirge und den berühmten Weg über die Boschitta. Die Hinauffahrt währt 3 Stunden; sie ist gelinde und die Straße überall breit und vortreflich gepflastert. Die Aussicht auf der Höhe soll ungemein schön seyn, Maßen beständiger Nebel und Regen entzogen uns ihren Genuss. Noch

nirgend habe ich eine so auffallende Veränderung des Clima's empfunden als hier. Während der ganzen Hinauffahrt wehte eine nasse empfindliche Novemberluft uns entgegen; in den Thälern fanden wir selbst auf den Castanien nur wenig Laub, und auf den Bergen waren alle Bäume völlig entblättert. Hier und da lag sogar einiger Schnee. Kaum hatten wir die Höhe der Bochitta erreicht, und uns gegen die Seeseite gewendet, als ein lauer Süd uns, wie ein Duft, entgegenhauchte. Tiefer unten sahen wir uns mit Castanienwäldern umgeben, die noch grade so grün waren, als wir, mehr als einen Monat zuvor, andre an dem Genfer See gesehen hatten. Zu Campo Marone an dem Fuß des Gebirges sahen wir zuerst große Lorbeeren frey in der Erde; kurz, es schien uns, als wären wir plötzlich 5 Grade weiter gesprungen. Den Nachmittag verbarg ein unaufhörlicher, heftiger Regenguß uns wieder jede Aussicht. Man fährt an den Ufern eines Flusses hinab bis an die Vorstädte von

Genua, deren Gebäude schon die Pracht und Gröfse der Hauptstadt verkündigen, in der wir bey finsterer Nacht und dem scheufslichsten Wetter anlangten.

Genua ist von allem, was ich bisher gesehen habe, so verschieden, dafs ich mich in einer ganz neuen Welt zu seyn dünkte, so bald ich den andern Tag im Stande war, mich umzusehen. Ihre Lage gewährt den herrlichsten Anblick von der Seeseite. In einem schönen Bogen erhebt sie sich auf dem Ufer, und bildet nebst den umliegenden Bergen, die mit prächtigen Landhäusern besäet und gekrönt sind, ein grosses Theater. Das Innere der Stadt erweckt nicht minderes Staunen. Lehrte die Geschichte nicht, wie tief diese so äufserst merkwürdige Republik von ihrer ehemaligen Macht herabgesunken ist, so würde man nimmermehr glauben, in einer Stadt zu seyn, deren blühendste Zeiten vergangen sind; so lebhaft sind die Gassen, und so wimmelt es zu jeder

Stunde des Tages von Menschen aus allen Völkern auf der Börse, und von ihren Schiffen in dem Hafen. Die Türkenclaven, denen man häufig begegnet, und die immer zwey und zwey an einander gekettet sind, gewähren einen tranrigen, aber neuen Anblick. Die Bauart ist äusserst sonderbar. Nur zwey Strafsen sind mehr als zwölf Schritte breit, und die andern fast alle so enge, dass nicht einmal für einen Karren Raum darin ist; dabey haben die niedrigsten Häuser vier, die höhern sechs bis sieben Stockwerke. Die Strada Balbi und die Strada nuova mögen sonst wohl mit Recht die prächtigsten in Europa genannt werden, weil sie aus lauter Pallästen bestehen, von deren Reichthum ich vergeblich versuchen würde, Euch einen Begriff zu geben. Das Strafsenpflaster besteht aus Quadersteinen und Ziegeln, und wird sehr rein gehalten. Der Hafen ist bekanntlich einer der schönsten in Europa. Er hat die Gestalt eines etwas mehr als halben Zirkels, und grosse Dämme schliessen ihn auf der Seeseite

ein. Zwey Leuchtthürme stehen an den beyden Seiten der Einfahrt, doch ist ein dritter, der auf einen Felsen vor der Stadt gegründet ist, weit höher als diese. Wie neu und groß mir der Anblick des Meers ist, könnt Ihr Euch leicht vorstellen, da Ihr wißt, daß ich es nur einmal in meinem elften Jahre gesehen habe. Ergreifender ward dieser Anblick noch für uns alle durch den Gedanken, daß dieses Meer mit seinen herrlichen Gestaden von jeher der Tummelplatz der merkwürdigsten Völker der Erde, und die Heimath der größten Begebenheiten, welche die Geschichte aufweisen kann, gewesen ist. Das beständige Leben in der unabsehbaren Fläche ist entzückend, und es ward mir das erstemal schwer, mich davon loszureißen. Gestern war es etwas unruhig. Die Schiffe wurden in einem gleichen Tact beständig hin und her gewiegt, und mit fürchterlichem Donner schlug die Brandung so gewaltig an den Damm, daß ich in einer Höhe von mehr als zwanzig Ellen davon benetzt ward. Der

Markt hat uns mit allerley, uns ganz neuen, Schätzen der See und des Landes bekannt gemacht. Man findet überall aufser Citronen, Pomeranzen, Feigen, Datteln, eine Menge anderer Dinge, für die wir in Deutschland nicht einmal einen Namen haben.

Wir sind in dem Garten des Hauses Doria gewesen, der jedem offen steht. Er ist an sich nicht schön, sondern ganz in schlechtem alt holländischen Geschmack angelegt; nur dafs man hier statt der Taxbäume lauter Cypressen und grofse Citronen- und Pomeranzenbäume, theils frey in der Erde, theils an Spalieren sieht. So mufs der Himmel hier auch das Widrige verschönern!

Die Gestalt der Genuesser und sonderlich der Genuesserinnen ist durchaus schön, und trägt das Gepräge von Majestät und Gröfse, welches auch ihre Werke bezeichnet. Schade, dafs die Kürze unsers Aufenthalts uns nicht gestattete,

diese große Stadt und ihre Bewohner näher kennen zu lernen. Wir hatten vollauf damit zu thun, auch nur die merkwürdigsten Dinge zu sehen. Die Palläste der Großen und die Kirchen sind voll von Gemälden der größten Meister; viele davon sind auch schon wegen ihrer äusseren Schönheit sehenswertig. Die Palläste der großen Häuser Brignoli, Doria, Darazza, Balbi und des Doge zeichnen sich am meisten aus. Die schönsten Kirchen sind de l'Annunziata, Carignan und die Kirche der ehemaligen Jesuiten.

Unsere Freude über das milde Genuesische Klima war von kurzer Dauer, denn als wir den 5ten wieder abreisten, waren die Dächer weiß von schmelzendem Schnee, und das Thermometer stand nicht fern von dem Eispunct. Auf dem Gebirge lag der Schnee an manchen Orten zwey Fuß hoch, und eine heftige Kälte ließ uns die Jahreszeit so unangenehm empfinden, als wir es selbst in unserm Vaterlande kaum ge-

wohnt sind. Die grünen Castanien und Pappeln contrastirten mit dieser Erscheinung auf eine sonderbare Art. Wir mußten bis Novi auf demselben Wege zurückfahren, den wir gekommen waren. Gegen Abend, als wir das Gebirge im Rücken hatten, ward das Wetter etwas milder; es blieb aber bis den 12ten empfindlich kalt. Wir sahen starren Reif und Eis; ja es war in Pavia, während unsers Aufenthaltes, die Erde hart gefroren, und das Thermometer stand des Morgens 4 Grad unter dem Eispunct. Die Ebene des Sardinischen Maylandes hat außer dem allgemeinen Character von Fruchtbarkeit und Cultur wenig reizendes; man freut sich indessen, in den Gebieten von Tortona und Voghera hier und da eine schöne Eiche zu sehen. In der ersten Stadt übernachteten wir den 9ten. Den 10ten gegen Abend setzten wir fünf Miglia von Pavia in einer Fähre über den Po, der hier schon zu einem großen Strome geworden ist. Die zahllose Nachkommenschaft der Schwestern

Phaetons *), die noch immer an seinen Ufern grünt, giebt ihm ein Ansehen von Lieblichkeit und sanftem Reiz, der ihm unter den großen Flüssen eigen zu seyn scheint. Den selben Abend langten wir noch zu Pavia an. Diese alte Residenz der Longobardischen Könige liegt mitten in der großen Ebene, an dem nördlichen Ufer des schiffbaren Ticino. Die Gegend ist reicher an Holzungen, als die meisten übrigen der Lombardey, und der schöne Fluß windet sich aus großen Pappelbüschen, wie aus einem Luftwalde hervor. Ueber eine feste steinerne Brücke gelangt man in die Stadt. Sie ist größtentheils schlecht gebaut, und nur hie und da giebt es ansehnliche Gebäude. Die Volksmenge von 28,000 Seelen steht mit dem beträchtlichen Um-

*) Phaeton ward vom Zeus in den Po gestürzt, und seine Schwestern, die nicht aufhörten, sein Schicksal an den Ufern des Flusses zu beweinen, in Pappeln verwandelt.

fang der Stadt in keinem Verhältniß, und nur die Hauptstrasse und der Markt sind einigermaassen belebt. Der Dom ist ein Gothisches, unvollendetes Gebäude, doch zeugen vier gewaltige Säulen, welche die Kuppel tragen sollten, von dem grossen Entwurf des Baumeisters. Auf dem Domplatz steht die eherne Bildsäule des Kayfers Antoninus Pius zu Pferde. Da die Antiken von Metall so selten sind, war ich sehr neugierig, dieses Stück zu sehen. Das Pferd scheint mir vortreflich, und wird auch von Kennern sehr geschätzt. Es ist kein Ideal von Schönheit, aber überall sieht man Leben, von dem Feuer in den Augen bis zu den Biegungen der Füße, und es gewinnt unter dem Anschauen. Das Bild des Kayfers ist steif und gefällt mir nicht. Die grösste Merkwürdigkeit von Pavia ist die berühmte Universität, die von Carl dem Grossen gestiftet, und unter Maria Theresia in den jetzigen Stand gesetzt worden ist. In der Theologischen Facultät sollen treffliche Männer seyn, die

den Geist des Christenthums von den Römischen Satzungen wohl zu unterscheiden wissen, und sich ohne Scheu bloß an die allgemeinen Kirchenversammlungen halten. Die Juristische und Philosophische Facultät sind nur mittelmäßig, dagegen kann wohl keine Universität in Europa so viele treffliche Lehrer der Arzneykunde und aller ihrer Hülfswissenschaften aufweisen, als Pavia. Der berühmte Gubernat-Rath Frank, der von Göttingen hierher berufen ward, hat das Clinische Institut unter seiner Aufsicht. Neben dem Saal, in dem er seine Vorlesungen hält, ist ein Zimmer für die merkwürdigsten Kranken aus dem Hospital: eine Einrichtung, die ihn in den Stand setzt, seine Lehre durch Beyspiele zu bewähren. Jeder Student bekommt unter Franks Aufsicht einen Kranken zu behandeln, über dessen Krankengeschichte er einen Aufsatz verfertigt. Stirbt der Kranke, so wird er zergliedert, und an gewissen Tagen die Meinung der Studenten in Gegenwart der ganzen

Facultät mit dem Erfolg der Krankheit verglichen. In der Anatomie unterrichtet der berühmte Scarpa, der Cavaliere Volta in der Physik, und Spallanzani in der Naturkunde. Diesen in seinem Fache wirklich grossen Mann besuchten wir mit dem Abt Bertola. Bey sehr einnehmenden Gesichtszügen hat er ein Feuer in den Augen, welches zu den Worten seines Mundes vortrefflich stimmt, und den für seine Wissenschaft glühenden Mann sogleich verräth. Er wird nächstens eine gewiss sehr merkwürdige Beschreibung seiner Reise nach den Vulkanen von Napoli und Sicilien herausgeben. Erstaunlich ist es, welche Mühe er sich gegeben hat, alles mit eigenen Augen zu sehen, und wie weit es ihm damit gelungen ist. Ich erinnere mich kaum einen Mann gesehen zu haben, der mich gleich so für sich eingenommen hätte, dessen Geist so sichtbar aus seinem Auge und aus seiner ganzen Gebärde strahlte. Der Cavaliere Volta scheint ein eben so guter und gefälliger, als ge-

lehrter Mann zu seyn. Er erinnerte sich mit vie-
 lem Vergnügen seiner Reise nach Deutschland
 und seines Aufenthalts in Göttingen. Das Mu-
 seum enthält eine der vollständigsten Sammlungen
 in Europa aus allen Reichen der Natur, und steht
 unter Spallanzani's Aufsicht, der es bey seinen
 Vorlesungen nutzt. Die Sammlung von Anato-
 mischen Präparaten ist sehr groß und vollständig.
 Frank hat dafür gesorgt, daß die besten medici-
 nischen Schriften, die in Deutschland heraus-
 kommen, hier zu haben sind. Die Wohnungen
 und Speisen der Studenten sollen sehr mittel-
 mäßig seyn. Die Luft ist in dieser niedrigen
 und sumpfigen Gegend nicht gesund, aber grade
 in den ungesundesten Monaten, vom Julius bis
 zu Anfang Novembers, sind Ferien, und der
 Cursus ist jährig. Alle Vorlesungen werden in
 dem großen neuen Universitätsgebäude gehalten,
 und die Hörsäle sind geräumig und hoch. Der
 scharfsinnige Abt Bertola, der die Italiäner
 mit unserer Deutschen Litteratur bekannter zu

machen sucht, hat sich sehr freundschaftlich gegen uns bewiesen.

Den 13ten fuhren wir durch flache und einförmige Gegenden nach Mayland. Das ganze Land ist mit Canälen durchschnitten, welche die Reisfelder netzen. Selten sieht man einige Bäume zusammen stehen, aber überall durchschneiden lange Reihen von Weiden, Pappeln und Maulbeerbäumen die Felder, und hemmen die Aussicht auf die große Fläche. Diese Art des Anbaus, und die daher entstehende Leichtigkeit, einem Verfolger zu entgehen, scheint mir eine der Hauptursachen zu seyn, warum die so thätige und wachsame Oesterreichische Polizey hier keine vollkommene Sicherheit der Heerstraßen hat bewirken können. In keinem Theile Italiens muß man mit so vieler Behutsamkeit reisen, als in der Lombardey, und wir selbst wurden vor einer Räuberbande gewarnt, welche die Straße, auf der wir waren, unsicher mache.

Mayland, die große Hauptstadt, die in der Geschichte des mittlern Zeitalters eine so merkwürdige Rolle spielt, hat 10 Italiänische Meilen im Umfange, und gegen 140,000 Einwohner. Sie ist ein wahres Chaos von lauter engen und dunkeln Straßsen, die größtentheils aus mittelmäßigen oder schlechten Häusern bestehen. Der einzige große Platz ist bey der Domkirche. Dieses ungeheure Gebäude, nächst der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London die größte in Europa, ist unter dem Herzog Johann Galeazzo Visconti erbaut, aber nicht fertig geworden. Noch immer wird, wiewohl sehr langsam, an ihrer Verzierung gearbeitet; man behauptet aber, daß diese sehr reiche Kirche aus ihren eigenen Mitteln längst hätte vollendet werden können, und nur geiffentlich damit gezögert werde, um immer mehr milde Gaben zu erhalten. Beym Eintritt macht die vierfache Reihe von gewaltigen Gothischen Marmorfäulen auf den ersten Blick einen großen Eindruck;

aber der groteske Geschmack, und der Mangel an Licht und Vollendung geben doch dem ganzen Gebäude ein wüstes und finsternes Ansehen. Die Kuppel ist nach dem Maassstabe der ganzen Kirche viel zu klein, und kaum bemerkt man sie in dem Gebäude selbst. Dieser Theil ist, wie das Uebrige, von innen und aussen mit einer grossen Menge von Bildsäulen ausgeschmückt. Eine darunter, die den heiligen Bartholomäus als Märtyrer (geschunden) vorstellt, wird vorzüglich geschätzt. Sonderbar, dass Künstler einen so scheusslichen Gegenstand zur Abbildung wählen konnten, und doch haben selbst die Griechen mit der berühmten Vorstellung des Marsyas das Beyspiel gegeben. — Der Kirchenschatz enthält einen erstaunlichen Reichthum an Gold, Silber und Edelgesteinen.

Ausser der Domkirche haben wir noch verschiedene andere Kirchen besucht, die sehenswürdige Gemälde enthalten. Auch die Ambro-

fianische Bibliothek hat, neben ihrem grossen Schatz an Büchern und Handschriften, ein Gemäldezimmer, worin wir schöne Bilder antrafen. Die Sternwarte ist reich an guten Instrumenten.

Den 15ten Mittags verliessen wir schon wieder Mayland, und erreichten noch denselben Abend Lodi, eine wohlgebaute Stadt mit etwa 16,000 Seelen.

Den 16ten fuhren wir bey unaufhörlichem Regen bis Piacenza, nachdem wir in einer Fähre über den breiten Po gesetzt hatten.

Piacenza ist eine grosse Stadt, sie hat aber ein wüstes, verfallenes Ansehen, und nach dem Maassstabe ihrer Grösse scheint die Volksmenge gering zu seyn. Nur der Marktplatz ist wirklich schön, und mit zwey metallenen Bildsäulen von Farnesischen Fürsten zu Pferde geziert. Das traurige Regen-

wetter verfolgte uns beständig, und wir mußten den 17ten in dem Städtchen Borgo S. Donnino bleiben, weil der einige Meilen von dort fließende Taro so angeschwollen war, daß man nicht hinübersetzen konnte. Des andern Tages mußten wir einen Umweg machen, um eine Stelle aufzufuchen, wo die Ueberfahrt leichter seyn sollte. Der Regen hatte ein wenig nachgelassen, und wir freuten uns, ein Land zu sehen, welches reicher an großen Bäumen ist, als das Mayländische. Als wir an das Ufer des Taro gekommen waren, fanden wir uns in der Hoffnung, gleich hinübersetzen zu können, getäuscht, und man drohete uns mit der Gefahr, noch einen ganzen Tag in der elendesten Herberge liegen zu müssen. Zu unserem Glücke sank nach einigen Stunden das Wasser, und wir gelangten den Abend noch nach Parma. Wir verweilten den 19ten in dieser Hauptstadt und Residenz des Herzogs. Sie enthält ansehnliche Plätze, Straßen und Gebäude, nebst einer Volksmenge von 40,000 Seelen. Da der

große Correggio nicht fern von hier geboren ist, und die meisten Jahre seines Lebens in dieser Stadt zugebracht hat, so findet man auch an keinem andern Ort so viele seiner Werke als hier. Sie tragen alle ein Gepräge von Liebe, Heiterkeit und tiefem Gefühl, welches für den Mahler selbst einnimmt, und das Herz mit derselben Liebe zu ihm erfüllt, die er in seinen Bildern darzustellen wußte. Die große Gemäldesammlung, die ehemals hier war, ist mit dem ganzen beweglichen Vermögen des Farnefischnen Hauses nach Neapel gekommen. Ungemein sehenswertig ist das berühmte Theater in dem Schlosse, das größte in Europa, und ein Meisterstück der Baukunst.

Den 20ten Mittags waren wir in Reggio, einer großen Stadt mit 17,000 Einwohnern, die aber nicht schön ist, und den Abend gelangten wir nach Modena. Diese Stadt ist von Allen, die wir auf dem Wege von Genua bis hierher

gesehen haben, die schönste. Ihre Strassen und Plätze sind durchaus mit ansehnlichen Gebäuden besetzt, und unter den Häusern sind geräumige Hallen. Gern hätten wir einen Tag hier verweilt, mußten uns aber den andern Morgen schon früh wieder auf den Weg machen. Nicht weit von der Stadt setzten wir über den Panaro, und waren nun auf des heiligen Vaters Grund und Boden; ein Umstand, der diese Tagreise vorzüglich auszeichnete, und uns sehr erfreute. Wir kamen Nachmittags bey Zeiten in Bologna an, und fanden, was wir lange nicht gefunden hatten, in dem Pellegrino ein vortreffliches Wirthshaus.

Um Euch Bologna recht unter die Augen zu bringen, möchte ich es das Cölln von Italien nennen: lauter krumme und enge Gassen durcheinander, eine ungeheure Zahl von Kirchen und Klöstern, und mehr Priester als Layen. Herrlich ist ihre Lage unter den Appenninen, an dem Anfang der

grossen Lombardischen Ebene. Die Volksmenge dieser grossen Stadt hat mit ihrem ehemals so blühenden Handel allmählich abgenommen, und beläuft sich jetzt kaum noch auf 70,000 Seelen. Ausser der Piazza maggiore und einigen wenigen Strassen, sind die andern alle unglaublich öde und leer. Ihre grosse Zierde sind die hohen und geräumigen Bogengänge, die fast durch die ganze Stadt unter den Häusern fortlaufen und ungemein bequem sind. Die Universität, vor Alters die Erste der Christenheit, und noch in diesem Jahrhundert das Paris in Italien, ist jetzt schlecht besetzt, hat aber in ihren grossen Einkünften und in der trefflichen Anstalt des Instituts der schönen Künste und Wissenschaften solche Hülfsmittel, dass eine thätige Regierung ihr leicht aufhelfen kann. Das eben erwähnte Institut hat vorzüglich Pabst Benedict XIV (Lambertini), ein Bologneser, in den jetzigen Stand gesetzt. Es enthält reiche Sammlungen für alle Theile der Wissenschaften, insonderheit eine wohl geordnete

öffentliche Bibliothek von mehr als 120,000 Bänden, ein schönes Museum, und ein Physikalisches Cabinet, das allein von freywilligen Beyträgen der Bologneser unterhalten wird, und sehr vollständig ist. Wenn man den Italiänern Geitz und Habucht als Hauptlaster vorwirft, so sollte man doch dabey nicht vergessen, mit welcher Großmuth oft auch Privatpersonen einen ansehnlichen Theil ihres Vermögens dem gemeinen Besten aufopfern. In Genua war es uns nichts seltenes, von Kirchen, Strassen, Brücken und prächtigen Schulgebäuden zu hören, die auf Kosten einzelner Bürger erbaut, und von ihnen dem Staate geschenkt waren. Dort hat sogar die Familie Cambiasi allein die große Heerstrasse, welche sonst wegen der beständigen Verheerungen eines reissenden Bergstromes oft mit Lebensgefahr befahren wurde, bis auf drey Stunden weit von der Stadt mit ungeheurem Aufwande zu einem prächtigen Damm machen lassen. Sie haben drey Jahre lang täg-

nach 800 Tagelöhner an diesem großen Werke arbeiten lassen, und es zuletzt mit einer schönen und langen steinernen Brücke über den Fluß vollendet.

Jetzt hat Bologna nichts sehenswürdigeres, als seinen großen Schatz von Gemälden, der nach den Römischen Sammlungen, der wichtigste in Italien seyn soll. Die hiesige Schule entstand, da der blühendste Zeitpunkt der übrigen schon vergangen war. Keine ist so fruchtbar an großen Meistern gewesen, und keine hat eine solche Leichtigkeit in der Kunst erreicht, als die Bolognesische. Ganz Italien ist voll von ihren Werken. Hier schwelgt man unter den Meisterstücken der Caracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino, Albani, und mehrerer, deren Namen minder bekannt sind. Viele Stücke habe ich mit gleicher Lust und Wonne jedesmal wieder gesehen. Oft kann das Auge vor schönen Farben und treuer Nachahmung der Natur

staunend verweilen, aber der Geist wird entzückt und erhoben, wo eine schönere Seele aus dem Bilde des Künstlers strahlt, und höhere Gefühle über Euch ergießt. So werdet Ihr hier oft ergriffen, und geht wirklich bereichert hinweg.

Die Bologneser tragen große Sorge, den äußern Prunk ihrer alten Freyheit zu erhalten, und prägen das Wort: Libertas, als Denkspruch, auf alle ihre Münzen. Desto nachlässiger sind sie in der Verwahrung ihrer vorbehaltenen Municipalfreyheiten gewesen, und begnügen sich jetzt damit, bey jeder Gelegenheit auf den Pabst und die Römer loszuziehen. Der Adel ist zahlreich und vermögend, aber auch so verzogen und entbildet, daß man die Mutter Natur in den höhern Ständen vergessen zu haben scheint. Wer einmal aus den langen Hallen einen Spaziergang auf das freye Feld wagt, wird nicht leicht einem Menschen von Erziehung begegnen. Der

Corfo, ein langer Steinweg ohne Bäume, mit einer Halle für die Fußgänger, ist der Tummelplatz, wo die Bologneser sich an Sonn- und Feyertagen zeigen, und sich daran ergötzen, beständig auf- und abzufahren und einander zu begegnen. Die Männer sehen klein und größtentheils kränklich, die Weiber äußerst zart und gedrechelt aus. Diese guten Geschöpfe mögen wohl wenig davon wissen, wozu sie in der Welt sind. Ohne ihnen den mindesten freyen Willen zu lassen, schliessen die Eltern den Vertrag nach ihrer Convenienz, und die Tochter hat keine andere Sorge, als einen Cicisbeo zu wählen, der auch in diese Convenienz paßt. Mit diesem bringt sie den Tag vom Morgen bis in die Nacht zu, und hat Lebensart genug, sich mit ihrem Manne nie öffentlich zu zeigen, und, unbeforgt um die Erziehung ihrer Kinder, diese nie um sich zu haben. Vor der freyen Luft hüten sie sich so, daß sie auch von dem Wetter wenig erfahren. So haben es doch

diese Menschen, aller Schwierigkeiten ohngeachtet, endlich einmal so weit gebracht, die Natur mit Stumpf und Stiel auszurotten, und noch sehe ich keine Möglichkeit der Rückkehr! Trägt doch ihr ganzes Land keine Spur von der wohlthätigen Hand, die auch dem Dornstrauch und der Distel ihren Platz zeigt, sondern alles prangt in herrlichen Reihen, Vierecken u. s. w. Für Wälder ist kein Raum; alle Bäume sind verstümmelt, kein Hügel ist viele Tagereisen weit zu sehen, sondern überall Städte, Flecken und die verkünstelnde Hand des Menschen. Ein solches Land ist statistisch vollkommen; aber uns wolle Gott so viel freye Natur, als noch in und um uns ist, lassen! Ich habe von dem Leben solcher Menschen keinen Begriff. Uebrigens giebt man den Bolognesern das Lob, daß sie gute, gefällige Leute sind, und große Anlagen für die schönen Künste und Wissenschaften haben. Die Menge der berühmten Männer, welche die Stadt aufweisen kann, bürgt hinlänglich für den Grund

diefes guten Rufs. Ihre Mundart ift fehr platt, und dabey fhont ihre kreifchende Stimme keines Ohrs. In ganz Italien, glaube ich, wird fo arg nicht gefchrien, als auf den Gaffen von Bologna.

Eine Stunde von der Stadt liegt auf einem Berge die fhöne Kirche Madonna di San Luca, die ein vorgeblich von dem Evangeliften Lucas gemahltes Marienbild enthält, und deswegen ein fehr befuchter Wallfahrtsort ift. Eine Halle führt von der Stadt bis zu der Kirche. Man hat auf der Höhe eine wunderfhöne Ausficht nach der Stadt, den umliegenden Bergen und der Ebene, die fich unten in unabfehbliche Ferne dehnt. Auch das auf einem Hügel nahe bey der Stadt liegende Klofter, S. Michele in Basca, hat eine ungemein fhöne Lage.

Den 4ten diefes Monats, Nachmittags, verließen wir Bologna. Das Wetter war fo gelinde,

dafs wir den 5ten selbst in dem Gebirge mit dem Staub zu kämpfen hatten, und uns in der Folge auch in den höhern Gegenden nur Wind und Regen beschwerlich fielen. Der jenseitige Abhang der Appenninen ist kahl und öde, und die Bäume sind, ausser den Castanien, fast alle verstümmelt. Wir kamen den 5ten Abends nach Cuvigliajo auf dem Rücken des Gebirges. Ich habe diesen ganzen Weg zu Pferde gemacht, und ritt den 6ten Morgens unter fürchterlichem Wind und Regen in einem Meer von Steinen, als eine dicke Wolke mich umhüllte, und mir eine lange Zeit den Anblick der nächsten Gegenstände entzog. An dem Abhang schwand sie endlich: da sah ich die reichen Gefilde von Toscana zu meinen Füßen, ein weites Thal zwischen mahlerischen Bergketten, hier und da Städte und Dörfer, die Fluren durchwachsen mit Wein und Oel, und, was uns lange nicht vorgekommen war, Eichenwälder auf den Bergen. Noch denselbigen Abend langten wir hier an.

Florenz liegt in einem weiten und fruchtbaren Thal zwischen zwey hohen Ketten der Appenninen. Der schiffbare Arno fließt durch die Stadt, und eilt in groſſen Windungen dem Meere zu. Nah umher ſind lauter lachende Hügel, die theils mit Maulbeerbäumen und Pappeln, theils mit immer grünen Eichen und Oelbäumen prangen. Ueberall blicken ſchöne Landhäuſer aus den Schatten hoher Cypreſſen hervor. Nach der endloſen Fläche der Lombardey war uns dieſe Gegend höchſt erquickend. Das Laub der immer grünen Eichen iſt ſehr ſchön, und kommt dem Lorbeer nahe; nichts iſt hingegen trauriger, als das fahle Grün des Oelbaums, den die Natur überhaupt in Anſehung ſeiner Bildung ſchlecht ausgeſtattet hat. Wieſen ſind hier gar nicht, und das Vieh wird bloß mit trockener Koſt, Laub und einigem Graſe ernährt, welches an den Graben und andern kleinen Plätzen wächst. Alles Maſtvieh kommt aus der Schweitz. Der jetzige Kayſer

hat erst angefangen, auf seinen Gütern Wiesen anzulegen und Viehzucht einzuführen; ein Beyspiel, dem nun schon viele nachahmen. Seit dieser Zeit fängt auch die sonst seltene Milch und Butter an gemeiner zu werden.

Unsere hiesige Wohnung ist sehr reizend; zu unsern Füßen rauscht der breite Arno, und über ihn hinaus sieht man die beschneiten Häupter der fernen Appenninen. Der schöne Weg, der zu beyden Seiten des Flusses fortläuft, ist nebst den vier hohen Brücken, die seine Ufer miteinander verbinden, immer voll von Menschen, und besonders Sonntag Vormittags der gewöhnliche Spazierplatz der Florentiner.

Die Stadt selbst braucht sich nicht mehr, wie zu den Zeiten Carls des Fünften, an Werktagen zu verschleyern, und nur Sonntags zu zeigen. Die meisten Strassen sind enge und krumm. Zwar giebt es eine große Menge regelmässiger,

tadelloser Gebäude; aber die felsenartige rustike Bauart, so schön sie bey grossen Pallästen, wie hier die fürstliche Residenz, sich ausnimmt, fällt widrig auf, wenn man sie allgemein und auch bey gewöhnlichen Häusern antrifft. Diesen geben auch die meist kleinen halbrunden Fenster noch mehr ein finsternes Ansehen. Die schönen Hallen von Bologna vermisst man hier völlig: hingegen ist das Strassenpflaster sehr bequem, und besteht aus lauter Quadersteinen. — Die Volksmenge, die zu den Zeiten der Republik 400,000 Seelen betragen haben soll, beläuft sich jetzt nur noch auf 74,000.

Der Dom ist, nach der Peterskirche in Rom und dem Mayländischen Dom, die grösste Kirche in Italien, und ein edles Gebäude. Obgleich die Bauart gothisch ist, so herrschen doch Einfach und Harmonie, und ein höheres Gefühl ergreift Euch bey dem Eintritt in diese Kirche, als bey dem Anblick des grössern Mayländischen

Doms. Sie wird von langen Reihen gewaltiger Säulen gestützt, und ist mit einer herrlichen Kuppel gekrönt. Schade, daß die Glascheiben bemahlt sind, welches den Hintergrund des Gebäudes sammt der Kuppel fast ganz verfinstert.

Dem Dom gegenüber ist das Battisterio, ein schöner runder Tempel, worin alle Kinder der Stadt getauft werden. Seine eiserne Pforte ist mit Basreliefs von größter Schönheit geschmückt.

Am meisten wird Florenz durch die berühmten Werke alter und neuer Kunst verherrlicht, die man hier überall antrifft! Wir nutzen fast jeden Augenblick, und müssen doch beynahe verzweifeln, auch nur das Merkwürdigste recht zu sehen. Die Großherzogliche Gallerie, diese in ihrer Art einzige Sammlung von Kunstwerken, ist in der Fabbrica degli uffici, einem großen Gebäude an dem nördlichen Ufer des Arno, welches von seinem Erbauer, Cosmus dem

Ersten, zu den Versammlungen der Magistrats-
 personen und fürstlichen Collegien bestimmt
 ward. Es besteht aus zwey langen Flügeln, die
 nur in den obern Stockwerken durch Gänge mit
 einander zusammenhängen. Ein anderer langer
 Gang ruht auf einer Brücke über den Arno, und
 führt zu dem Großherzoglichen Schloß. Unten
 sind hohe und räumliche Hallen, die immer mit
 Buden angefüllt sind. Die beyden untern Stock-
 werke dienen noch zu den Rathsverksammlungen,
 und das dritte nimmt die Gallerie ein. Diese
 hat ihren ersten Ursprung Cosmo, dem soge-
 nannten Vater des Vaterlandes, zu danken. Weit
 ansehnlicher ward sie unter dem folgenden Cosmo,
 und Ferdinand der Erste bestimmte ihr zuerst den
 westlichen großen Gang nebst der neuerbaueten
 Tribune. Ferdinand der Zweyte, der schon ehe-
 mals, als Cardinal, weder Mühe noch Kosten ge-
 spart hatte, alles zusammen zu raffen, was sich
 nur von Werken der schönen Kunst in der
 Hauptstadt der Welt auftreiben ließ, bereicherte

die Gallerie mit seiner ganzen Beute. Sein Geschmack und liberaler Charakter versammelte alles, was Geist und Anlage hatte, um seinen Thron. Er bestimmte auch noch die beyden andern Gänge zur Gallerie, und verschönerte sie durch viele herrliche Stücke, die sein unermüdeter Eifer von allen Seiten zu erhalten wußte. Unter Cosmo dem Dritten kam die herrliche Sammlung des berühmten Cardinals Leopold von Medicis nach Florenz. Johann Gaston, der letzte Großherzog aus dem Hause Medici, legte den Grund zu dem Cabinet der geschnittenen Steine, so wie Kayser Franz I. zu der Medaillen-Sammlung. Der jetzige Kayser, Leopold II., liefs endlich die für sich allein schon unschätzbare Antiken - Sammlung aus der Villa Medici in Rom nach Florenz bringen. Von ihm rührt auch die gegenwärtige vortreffliche Ordnung und Einrichtung der Gallerie her. Der Zutritt steht jedem einige Stunden des Tages hindurch offen, und den Aufsehern ist sogar das strengste Verbot

auferlegt, von den Fremden eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Der Großherzog, welcher wußte, wie beschwerlich eine solche Auflage manchem Reisenden seyn müßte, bewilligte jenen die Summe, worauf sie selbst die Trinkgelder anschlugen. Diese Verordnung ist an den Thüren angeschlagen, und wird strenge beobachtet.

Jetzt besteht die Gallerie aus den drey großen Gängen und zwanzig Cabinetten. Mit welcher Lust ich hier unter den herrlichen Werken, von deren Ruhm ganz Europa voll ist, herumwandle, von der Medicäischen Venus zu der Niobe, dem Apollino, den Fechtern und unzähligen andern Wundern der Kunst gehe, brauche ich Euch nicht zu sagen, lasse mich auch, meiner Gewohnheit nach, weder auf Register noch auf einzelne Beschreibungen ein. An Gemälden von dem ersten Range ist die Gallerie minder reich, als die vortreffliche Sammlung in dem Großherzoglichen Residenzschloß Pallazzo Pitti. Auch in

einigen andern Pallästen und Kirchen der Stadt sind schöne Gemählde. Sehenswertig ist die Kirche S. Croce, welche die Denkmäler von Galilei, Michel Angelo und Machiavelli enthält.

Das Museum ist reich und gut geordnet. Auch die Sternwarte ist sehenswertig, und enthält eine große Menge trefflicher Werkzeuge.

Man kann es sich hier und in diesem ganzen Lande nicht oft genug wiederholen, wie notwendig es ist, sich mit wenigem zu begnügen, um etwas eigen zu besitzen. Es ist sonst beynahe unmöglich, sich nicht zu verwirren, und mit einem Chaos von Namen ohne Eine lebendige Vorstellung zurückzukehren. Wer allein auf das Vorzüglichste standhaft gerichtet bleibt, der wird von hier einen Schatz heimbringen, der in dieser Art wohl keinem andern verglichen werden kann. Ich war heute, als an dem letzten Tag unsers hiesigen Aufenthalts, noch einmal auf die

Gallerie gegangen, als der grofse Jupiters - Kopf, der ehemals zu Rom in der Villa Medici stand, heraufgebracht ward: ein ungeheurer Kopf, aber voll von einer ruhigen Würde in dem denkenden Auge, von einer Güte in dem Zuge des Mundes, und von einer Schönheit der Arbeit, die sich nicht beschreiben läfst. Woher kam doch den Alten dieser Schwung in Geist und Aug und Hand; und wie geht es zu, dafs unsere neueren Künstler bey den gepriesensten Anstalten nie dazu gelangen? Immer mit dem ängstlichen Storchschnabel in der Hand machen sie die herrlichen Bilder der Alten zu niedlichen Puppen, und vergessen das Eine, was bey dem Künstler noth ist, um ihn zu erheben: eigene Vorstellung und Natur. Wie tief auf diese Art die Kunst neben den vollkommensten Mustern fallen könne, sieht man an den ungestalten Pygmäen, wovon die Denkmäler aus Constantins und spätern Zeiten voll sind. Verzeiht diese kleine Ausschweifung dem Unkundigen; wer bey jedem Schritt verglei-

chen muß, kann sich oft des Eifers unmöglich
enthalten.

Meinen nächsten Brief erhaltet Ihr aus Rom.

Lebt wohl!

Fünfter Brief.

Rom, den 30ten December

1791.

Endlich! werdet Ihr sagen; und endlich! rufe ich gern mit Euch; so herzlich hat mich nach diesem Hier verlangt. Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, daß mich jedesmal ein eignes Gefühl ergreift, wenn ich denke, daß ich mit diesem meinen Hier die Stadt sehe, auf die 6 Jahrhunderte lang die Blicke der ganzen Welt gerichtet waren; wahrhaft gegenwärtig bin der Stätte, athme, lebe, wo so viele Thaten geschahen, so viele Menschen auftraten, die noch heute, nach Jahrtausenden, in Jedermanns Munde, und der

gemeine Maassstab unserer Bewunderung und unseres Abscheus sind. Oft, wenn ich auf den Straßen gehe, versenkt mich dieser Gedanke in tiefes Träumen; ich trete fester auf, und sage zu mir selbst: hier! — oder dort! — bis ein zarter Abbate, vielleicht aus dem Blute der Fabier oder Scipionen, sich an mir stößt, und mich durch ein höfliches, Scusate! aus dem Traume weckt. Ich frage dann noch einmal: hier? und gehe sinnend weiter. — Doch jetzt etwas von unserer Wanderschaft.

Wir waren über die Art, wie wir von Florenz nach Rom reisen sollten, lange unentschieden gewesen. Vor dem Landwege hatte uns immer gegrauet, und zwar, wie sich in der Folge gezeigt hat, nicht ohne Grund. Die Seereise hat sowohl der Ungewissheit des Windes, als der vielen Inseln und Klippen wegen, die in dieser Gegend sind, nicht weniger Schwierigkeiten. Pisa reizte uns indessen so sehr, daß

unser väterlicher Führer sich endlich entschloß, zuerst dahin zu gehen.

Wir verließen Florenz den 17ten Morgens. Der Arno begleitet den Weg von einer Stadt zu der andern, und macht ihn zu einem der reizendsten in Italien. Zu beyden Seiten erstrecken sich Arme der Appenninen, deren höchste Gipfel jetzt mit Schnee bedeckt waren. Die Thäler sind zum Erstaunen angebaut, und die Landstrasse vortreflich. Bald fährt man hart an den Ufern des Flusses, und dann wieder auf mäßigen Höhen. Auf den Spitzen der Berge stehen hin und wieder mahlerische Trümmer von alten Schlössern und Festen, und unten dehnt sich das reiche Thal mit dem herrlichen Strom, und einer Menge kleiner Städte, Flecken und Dörfer. Das dunkle Grün der Fören, Winter-Eichen und Cypressen mischt sich unter das hellere der aufkeimenden Saat, und überall ketten sich freundliche Reben zwischen den Reihen der

Ulmen, welche die Felder beschatten. Es war ein Meisterstück unsers Guido, daß wir den ganzen Weg, von etwa 17 Stunden, in einem Tage abmachten; auch langten wir erst bey finsterner Nacht an, und sahen nur so viel, daß wir uns nicht in der besten Herberge Italiens befanden.

Pisa rühmt sich, eine Colonie jenes alten Elidischen Pisa zu seyn, dem die Olympischen Spiele einen so großen Namen gemacht haben. Lange vorher schon soll hier eine Stadt der Ligurer gewesen seyn. Gewiß war sie viele Jahre vor der Erbauung Roms in den Händen der Etrusker. Späterhin eine Römische Colonie, erreichte sie in dem mittlern Zeitalter den höchsten Gipfel ihrer Größe, und war Jahrhunderte hindurch eine der mächtigsten Republiken Italiens. Sie beherrschte ein ansehnliches Gebiet auf dem festen Lande, die Inseln Sardinien, Corsica und Majorca, und entriß den Sara-

cenen Palermo und Carthago. Einem Könige von Jerusalem schickte sie allein 40 Schiffe zu Hülfe. Diese ganze fürchterliche Macht brach ein langwieriger Krieg mit den Genuesern; schon 1390 mußte sie sich dem Herzog Johann Galeazzo Visconti von Mayland in die Arme werfen, und 1406 machten die Florentiner sie sich völlig unterwürfig.

Mit der Freyheit hat sie ihren ganzen Wohlstand verloren. Die angesehensten Familien, in denen der Haß der Dienstbarkeit die Liebe der Heimath überwog, flüchteten nach Genua, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Der ganze blühende Handel zog sich nach Livorno, und von 150,000 Einwohnern, die zu der Zeit der Republik hier waren, sind jetzt kaum noch 20,000 vorhanden, denen die hier wohnenden Ritter des Toscanischen Stephansordens, die Universität, die Nachbarschaft der warmen Bäder, und der Winteraufenthalt

des Hofes kaum hinlängliche Nahrung geben. So wenig sind auch die gepriesensten Anstalten der Fürsten im Stande, den Verlust der Freyheit zu ersetzen. Wie merkwürdig für uns der Anblick einer Stadt war, die von den ältesten Zeiten her so mannichfaltige Wendungen des Schicksals erfahren hat, brauche ich Euch nicht zu sagen.

Pisa liegt, gleich Florenz, zu beyden Seiten des Arno, die durch drey schöne Brücken miteinander verbunden werden. Das breite und flache Thal erhebt sich unmerklich gegen die Appenninen, so wie es sich auf der andern Seite immer sumpfiger hinabsenkt bis an das Meer, welches hier beständig neues Land ansetzt. Vielleicht liesse sich aus diesem Umstande mit großer Wahrscheinlichkeit darthun, daß die Stadt ehemals an der Mündung des Arno gelegen habe, wovon sie jetzt mehr als 15 Italianische Meilen ($5\frac{1}{2}$ Stunde) entfernt ist. Auf einer geringen Höhe hat man eine der weitesten

Aussichten. Hier dehnen sich die Appenninen von Piombino und Volterra, dort erscheinen die weitläufigen Gebäude der berühmten warmen Bäder unter den Luccasischen Gebirgen; weiterhin die Marmorfelsen von Carrara, und die hohen beschneiten Gipfel des Genuesischen Gebiets. Den Hintergrund machen die Thürme von Livorno und das weite Meer, woraus die bergichten Inseln Gorgona und Elba emporsteigen. Bey heiterm Wetter soll man sogar die Berge von Sardinien und Corfica entdecken. Die Stadt ist von mässiger Grösse und durchgängig gut gebaut; aber schrecklich öde ist sie wirklich, und das Gras wächst auf den Strassen. — Der hohe und geräumige Kay zu beyden Seiten des Arno ist der schönste Theil von Pisa, und überall mit ansehnlichen Gebäuden besetzt. Die Breite des Flusses gewährt zu beyden Seiten eine schöne Aussicht in das Freye. An dem untersten Ende der Stadt, nah an den Mauern, steht ein altes Gefängnis; ein bemoofter Thurm von modern-

den Steinen erhebt sich über das Gebäude, dessen schwarze Mauern sich in die Fluthen des rauschenden Arno senken. Grade als wir vorbegingen, kam der Wärter heraus und schloß die Thüre. Ich hörte den dumpfen Wiederhall durch die dicken Mauern des Kerkers, und es war mir, als fiele der Schlüssel in den Arno. Ist es nicht Schade, daß dieses Gefängniß nicht Ugolino's berühmter Hungerthurm ist? Obgleich das Andenken dieser schrecklichen Geschichte noch in Pisa lebt, so waren doch die Leute, mit denen wir sprachen, auch nicht einmal über die Stelle enig, wo der Thurm gestanden hatte. Ich habe indessen, in Ermangelung eines andern, diesen dafür angenommen, so sehr man mich auch von der Unrichtigkeit meiner Meinung zu überführen suchte.

Das meiste Leben in der Stadt vereinigt sich um die mittlere Brücke, die aus dem schönen Marmor des Landes erbaut ist. — Hier steht

auch die ehemalige Börse, eine schöne räumliche Halle, die jetzt nur noch zum Spatzierplatz dient, und der Großherzogliche Pallast. Die Cathedralkirche ist ein großes Gothisches Gebäude, und ihre vorzüglichste Merkwürdigkeit der berühmte hängende Thurm, der auf allen Physicalischen und Mathematischen Lehrstühlen erklärt wird, und so schief steht, daß ein von der Zinne gefälltes Senkbley auf 15 Fuß von der Mauer fällt. Man bewundert gewöhnlich den erfindungsreichen Geist und mathematischen Kopf des Künstlers, der, den Professoren der Physik und Mathesis zu gefallen, ein so herrliches Exempel zu der Lehre von dem Schwerpunct hingestellt hat. Hier vermuthet man vielmehr, daß der Thurm auf der einen Seite gesunken sey, und ich glaube, daß man ihn kaum mit Ueberlegung ansehen kann, ohne dieser Meinung beyzufallen. Nahe dabey ist der Campo Santo, ein großes längliches Viereck, das mit einer schönen Halle umgeben ist. Hier wurden ehemals

alle Todte der Stadt begraben, und hier ist auch das Denkmal, welches der verstorbene König von Preussen dem berühmten Algarotti hat setzen lassen. Die Universitäts-Gebäude sind in gutem Stande, und die Sternwarte enthält einen ziemlichen Vorrath von guten Werkzeugen.

Das hiesige Klima ist eines der mildesten in Italien. So wie wir aus dem Hause gingen, wehte ein gelinder Lebensduft uns entgegen, und das Thermometer stand den ganzen Tag über auf 12 Grad; eine Temperatur, die wir auch in den spätern Frühlings-Monaten sehr angenehm finden. Wir besuchten den botanischen Garten, der sehr groß und der älteste in Italien ist: die Vegetation geht unter diesem paradisischen Himmelsstrich immer ununterbrochen fort, und man kann sich des Gedankens an die Gärten des Alcinous hier kaum erwehren. Alonen und Yucca stehen in freyer Luft;

bald sieht man eine Staude ganz mit Blüthen bedeckt, und bald aus einem Gewölbe von Pomeranzen- und Citronenbäumen die reife, goldene Frucht in dichten Haufen herabhängen. Uns zog ein kleiner Lorbeerwald an die Seite des Gartens; wir gingen unter den dunkeln Schatten, und glaubten, in einem Hayn des Apolls zu seyn, so mächtig rauschte ein lebenduftender Zephyr durch die dichten Kronen. Rosen, Nelken und Hyacinthen bot man uns in großer Menge feil. Den Winter kennt man hier nur dem Namen nach; im Sommer machen die Sümpfe, welche Pisa umgeben, die Luft ungesund, und der vermögendste Theil der Einwohner pflegt deswegen diese Jahreszeit in Florenz zuzubringen. Und jetzt auch genug von Pisa. Da ich mir vorstelle, wie Ihr jenseits der Gebirge gegenwärtig frieren müßt, so habe ich geglaubt, Euch nicht zu lange in diesem himmlischen Clima aufhalten zu können.

Den 19ten Morgens um 4 Uhr mußten wir schon wieder von Pisa aufbrechen, weil wir vorausfahen, daß wir doch nur mit genauer Noth vor den Feyertagen hier ankommen würden. Dieser Weg war einer der beschwerlichsten und unangenehmsten auf unserer ganzen Reise. Aus Pisa begleitete uns schon ein dichter Staubregen, der bis den Mittag währte, und auch meinen dicken Paul Jones nicht genug achtete. Wir mußten bis auf den halben Weg wieder nach Florenz zurückkehren, und freuten uns, des schlimmen Wetters ungeachtet, der schönen Lorbeeren, die hin und wieder in den Wallhecken an dem Weg zerstreut standen, und auf dem Hinwege, in der Dunkelheit, von uns unbemerkt geblieben waren. Nachmittags schlugen wir einen Nebenweg in ein breites, durch schöne Berge begränztes Thal ein, übernachteten in einem elenden Wirthshause, und erreichten den andern Morgen bey dem Städtchen Poggi bonzio die Römische Hauptstrasse wieder. Das Wetter war etwas besser geworden,

und lichte Wolken begränzten das nahe Gebirge. Bald ward auch die Gegend lachender. Zwischen schönen Eichen und Castanien gelangten wir in ein großes Becken, umgeben von hohen Bergen, die mit grünenden Wintereichen und andern Bäumen bedeckt waren; eine wahre Augenweide für uns, die auch unter diesem herrlichen Himmelsstrich des lieben Vaterlandes nicht vergessen, und mitten in den üppigsten Fruchtgefilen von Toscana und der Lombardey über den Anblick einer schönen Eiche hoch erfreut sind. Wir langten den Mittag gegen zwey Uhr in Siena an. Diese Stadt, erst, unter August, eine Römische Colonie, und, seit dem 13ten Jahrhundert, auch eine der mächtigsten Republicken Italiens, hat es ihren innerlichen Zwistigkeiten zu danken, daß sich Carl der Fünfte ihrer bemächtigte, dessen Sohn sie Cosmus, dem ersten Großherzog von Toscana, überliefs. Sie liegt auf einer ansehnlichen Höhe, und überfieht den größten Theil ihres obern Gebiets. Einen Schatten der alten

Freyheit hat sie darin noch erhalten, dafs sie ihre eigene Regierung hat, und sich selbst ihren Rath wählt, dem aber keine grofse Geschäfte überlassen werden. Dieses und der Sommeraufenthalt eines zahlreichen Adels, nebst einigem Handlungsverkehr, erhalten hier die, wiewohl schwache, Bevölkerung von etwa 15 — 16,000 Seelen. Die Stadt hat mehrentheils enge Strassen, die mit Ziegelsteinen gepflastert sind, lauter hohe, zum Theil schöne Häuser, und einen grofsen Marktplatz, der die sonderbare Gestalt einer Muschel hat, und sich auch gegen die Mitte so vertieft. Der Dom ist, wie die meisten Italiänischen Cathedralkirchen, von Gothischer Bauart; vorn mit einer ungeheuren Menge von Zierrathen überladen, und, was den sonderbaren Geschmack des mittlern Zeitalters am meisten bezeichnet: der weifse Marmor ist immer mit Reihen von einem schwarzen Stein untermischt. Das Sehenswürdigste bey dieser grofsen Kirche ist ein Theil des Fußbodens, der mit mosaischer Arbeit

ingelegt ist, und manche Gemähde der hiesigen Schule. Einige, zum Theil von Raphael gezeichnete, Frescos, und ein alter Grupp der 3 Grazien, der nicht ergänzt ist, und in einem schlechten Lichte steht, sind in der Bibliothek, die zu der Kirche gehört.

Wir mußten den 21ten schon um 2 Uhr Morgens Siena verlassen. Mit dem anbrechenden Tage fanden wir uns in einer öden und traurigen Gegend, die nur im Contrast der Erinnerung an die jenseitige Lage, die uns ankommend so entzückt hatte, desto widriger auffiel. Hier thürmen sich kahle und unfruchtbare Kalkfelsen übereinander, und selten erblickt man ein Merkmal lebendiger Natur. Dabey verfolgte uns ein unaufhörlicher Regen, der uns Alles noch mehr in einem finstern Lichte zeigte. Wir waren den Mittag in einem elenden Wirthshause hinter dem Städtchen S. Guirico eben damit beschäftigt, uns und unsere Kleidung ein wenig zu trocknen, als unser

Guido uns anzeigte, daß er hier zwey andere Pferde vorspannen würde, um unser Nachtlager desto früher zu erreichen, und daß N — und ich wohl thun würden, auf den seinigen vorabzureiten, damit der Prinz Poniatovsky, der uns mit Post nachreifete, alle Zimmer des Wirthshauses nicht allein besetzen möchte. Wir faßen also in gutem Glauben auf. Wenn einer von Euch jemals bey dem elendesten Wetter auf einem ermüdeten Pferde geritten ist, so zürne er jetzt nicht über meine Umständlichkeit. Sturm und Regen wurden mit dem Abend heftiger, die Gegend wüster und kahler, und zu dem Allen hatten wir noch den Verdruß, uns von dem ersten Wagen des Prinzen erreicht zu sehen, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, den mindesten Vortheil über ihn zu gewinnen, bis uns endlich ein Postwechsel etwas Luft machte. Als die Nacht einbrach, kamen wir in ein verlassenes steinichtes Thal zwischen nackten Kalkfelsen, und nirgend zeigte sich eine Spur von Bewohnung.

Ein wilder Regenbach stürzte sich durch die Tiefe, durchkreuzte alle Augenblicke den Weg, und nöthigte uns durchzureiten, ohne daß wir wissen konnten, ob der schnelle Anwuchs des Wassers uns nicht auf beyden Seiten von dem Wege abschneiden würde. — Der Strom rauschte immer fürchterlicher; keine Hütte liefs sich entdecken, keine menschliche Stimme sich vernehmen. Die Finsterniß nahm mit jedem Augenblick zu, und nur dann und wann erschien in einem hellen Blitz die schrecklich öde Gegend, um gleich darauf wieder in grauer Nacht zu verschwinden. Endlich erreichten wir den Fuß des Berges, auf dem die Station liegen mußte, und um nur fortzukommen, ergriffen wir das Mittel, unsere müden Pferde den noch übrigen Theil des Weges, von etwa anderthalb Stunden, hinaufzu ziehen. Es gelang uns auch endlich, die Station noch eben vor dem gefürchteten Wagen zu erreichen; aber desto größer war unser Verdruss, als wir hören mußten, daß ein Courier schon alle

Zimmer des Gasthofes bestellt habe. In einer elenden Herberge vor Radicofani, so hieß das Bergstädtchen, fanden wir für uns und unsere ganze Reisegesellschaft nur zwey rauchige Dachstübchen. Ganz durchnetzt und durchstürmt gingen wir indessen schon an, uns bey dem leuchtenden Camin und einem Glase Monte pulciano über alle Unfälle des Tages zu trösten, und uns des niedrigen Daches zu freuen, das uns bedeckte; da aber nach zwey Stunden unsere Reisegefährten noch nicht kamen, wurden wir ihretwegen besorgt. Wirklich blieben sie aus. Wir sannnen über alle Abentheuer unseres mühsam zurückgelegten Weges nach, und brachten hierauf eine Nacht zu, die noch viel schlimmer war, als der vorige Tag. Denkt Euch unsere Freude, als mit Tages Anbruch die Genuesische Post uns die Nachricht brachte, daß die Unsrigen wohlbehalten in einem schlechten Wirthshause jenseits des Wassers übernachtet hätten; unsern Jubel, da sie selbst anlangten, und wir zugleich von unsern Sorgen und

aus dieser Wildniss befreyt wurden. Den Mittag erreichten wir bey Ponte Centino die Gränze von Toscana, und kamen in eine neue Welt. Ein kleiner Fluß, der uns schon darum lieb war, weil er dem Tiber zueilte, zeigte uns den Eingang eines räumlichen Thals: rechts und links waren die Berge mit schönen Wäldern bedeckt, und auf einer Anhöhe lag das Städtchen Acqua pendente mitten unter Felsen, die zwischen grünen Winter - Eichen hervorbrechen. Unten prangten herrliche Saatgefilde zu beyden Seiten des Flusses. Ein schönes neues Stadtthor erregte grofse Erwartungen in uns, und noch mehr eine prächtige Inschrift mit grofsen Buchstaben, die wir von weitem entdeckten. Weil es schon dämmerte, buchstabirten wir mit grofser Mühe: *Portae dilapfae restauratio ne diutius desideraretur, haec nova exstructa est. *)*

*) Damit nach der Wiederherstellung eines ver-

Wir mußten über diese Probe des Acquä-
 pendentischen Witzes herzlich lachen, und
 führen durch die Stadt, deren inneres Ansehen
 mit der äußern Pracht ihres Thores übel zu-
 sammenstimmte. Die Nacht blieben wir in
 dem neuerbauten Flecken San Lorenzo nuovo,
 und hätten in dem guten Wirthshause gerne
 einmal von allen unsern Beschwerden ausgeruht.
 Allein unser Guido liefs sich darauf nicht ein,
 sondern blies schon um 3 Uhr Morgens zum
 Aufbruch. Unser Weg führte uns hinabwärts
 an den alten Lacus Vulscius, jetzt Lago di Bol-
 sena. Es fing grade an, zu dämmern, der
 Mond in seinen letzten Tagen glänzte niedrig an
 dem Himmel, und warf einen schwachen Schim-
 mer auf die Mauern des Städtchens Bolsena,
 welches dem See seinen Namen giebt. Der

*fallenen Thores nicht länger verlangt werden
 möchte, ist dieses neue erbaut worden.*

Morgenstern blitzte herrlich durch den Schimmer des werdenden Tages, kleine Wellen spülten sanft an dem Ufer, und mitten aus dem Wasser erhoben sich zwey schroffe Klippen und eine schöne Insel, die mit einem Landhause und Bäumen bedeckt war. Auf den Hügeln des Gestades zeigte sich hier ein dichter Eichenwald, der unter diesem sanften Himmelsstrich noch fast durchaus mit seinem herbstlichen Grün prangte, und dort in einer weitem Fläche schöne Fruchtgefilde und Flecken und Dörfer. Wir dachten an die Schweiz, und besonders an unsern lieben Bieler - See, dessen Bild hier so manches in uns erneute. „Der Bieler - See!“ riefen wir fast alle zugleich, „und dort die Petersinsel!“ So ward der schöne See uns doppelt lieb. O, der süßen Wonne der Erinnerung, und des Zaubers in ihr, der jedes, unsern schönsten Genuß oftmals trübendes, Wölkchen, zertheilt, um das große Bild in reinem Glanze vor uns erscheinen zu lassen! *Briv nyel*

Auf der Höhe eines Berges, dessen Abhang steil in das Gewässer hinabstürzt, liegt das Städtchen Monte Fiascone. Eine herrliche Aussicht, die sich über den See und die ganze umliegende Gegend erstreckt, hat diesen Ort nicht so berühmt gemacht, als sein guter Muscateller, worin ein reisender Abt, den Lästereien für einen Deutschen ausgeben, sich vor Jahrhunderten einmal ertrunken haben soll. Kraft eines Vermächtnisses, das, wie man sagt, der ehrwürdige Herr selbst vor seinem Tode gestiftet hat, wurden ehemals auf seinen Grabstein, dessen vollständige Beschreibung Ihr in Euerem Büfching nachlesen könnt, jährlich 4 Tonnen des hiesigen Weines ausgegossen. Der jetzige Cardinal-Bischof hat das Vermächtniß eingezogen, und zu milden Gaben bestimmt: gewiß eine große Wohlthat für den Verstorbenen selbst, dessen Begleitung von jährlich bekräftigten Haarbeuteln an jenem Tage schon groß genug seyn wird.

Von Monte Fiascone kommt man herab in ein breites und ebenes Thal. Hier liegt, an dem Fusse eines waldichten Berges, Viterbo, eine der beträchtlichsten Städte des Päpstlichen Staats, und die wichtigste Erwerbung der Römischen Kirche aus der berühmten Mathildischen Schenkung. Die Stadt ist nicht schön, hat aber doch hie und da gute Häuser, und eine Bevölkerung von 10,000 Menschen, die sich meistens von Gewerbe und Handel, besonders in Eisenwaaren ernähren. Der Körper der h. Rosa, der hier aufbewahrt wird, gehört zu den seltenen Dingen, die unserm ehrlichen Guido, aufser Wirthshäusern und Landstrassen, auf seinen Reisen aufgefallen waren. Ob sie seine Schutzheilige war, weiß ich nicht; genug, daß er uns von Genf bis hier wohl hundertmahl gesagt hatte: Quando passaremo a Viterbo, vedrete santa Rosa, cosa maravigliosa. *) Ihr stellt Euch

*) Wenn wir nach Viterbo kommen, sollt Ihr die heilige Rosa sehen, ein Wunderding!

leicht vor, daß wir nicht umhin konnten, ihn zu seiner Heiligen zu begleiten.

Ich habe in diesen Gegenden nichts merkwürdiger gefunden, als die Saatkelder. So viel ich auch immer von der Vernachlässigung des Landbaues in dem Kirchenstaate gehört und gelesen hatte, so war ich doch weit entfernt, auch nur an das Daseyn solcher Aecker zu glauben, als ich diesen Nachmittag an dem Abhange des Berges hinter der Stadt erblickte. Von ordentlicher Eintheilung und Abwässerung möchte immer nicht die Rede seyn; aber es war oft sogar unmöglich, nur die bestellten und unbestellten Länderen von einander zu unterscheiden. Beyde sind mit trefflichem Genster gleich bedeckt, bloß mit dem Unterschiede, daß er auf den bestellten Feldern etwa einen Fuß hoch über der Erde abgeschnitten wird. Die ganze Oberfläche des Berges gleicht einem Meere von diesem Kraut, und dazwischen wächst herrliches

Gras: ein unverwerfliches Zeugniß wider die Einwohner oder die Verfassung des Landes. *) Wir waren es schon diesen Morgen gewohnt worden, die größten Flächen brach liegen zu sehen. Hier schien nur an einigen Orten Etwas Korn zwischen den Genster hineingefäet zu seyn. Ein solches Ansehen hat jetzt dieser Theil des alten Etruriens, eines Landes, dessen Anbau dem ganzen Italien ehemals zum Muster diente. Wer es doch den guten Alten vorausgesagt hätte, daß nach zweytausend Jahren ihre herrlichen Felder nur ein Kraut nähren würden, welches sogar seinen einzigen mir bekannten Zweck **) der physischen und moralischen Rei-

*) Ich muß hier die Anmerkung nachtragen, daß wir nur in dieser Provinz des Kirchenstaats den Ackerbau in einem so hohen Grade vernachlässigt gefunden haben.

**) Zu Besem und Ruthen.

nigung bey ihren Nachkommen in keinem allzu hohen Grade erreicht zu haben scheint. Unser Fuhrmann hatte in Viterbo wieder andere Pferde vorgespannt, und um nur fortzukommen, hatten N — und ich uns auch noch einmal auf seine müden Pferde laden lassen. Ich griff mich indessen wenig an, und N — bewunderte das heroische Phlegma, womit ich die Trägheit meines Thieres duldete, und nur zuweilen erwachte, um unsern Guido, so oft er uns ein Andate avanti (Vorán!) zurief, mit Wort und That ad absurdum zu führen. Wir langten spät in dem Städtchen Ronciglione an, und ließen es uns gern gefallen, den andern Morgen noch einmal um 4 Uhr aufzubrechen, weil doch endlich das Ziel unserer Beschwerden nahe zu seyn schien. Wir waren grade ad vicésimum sextum ab urbe lapidem *) gekommen, als der Tag anbrach,

*) Zu dem sechs und zwanzigsten Meilenstein von der Stadt.

und wir hießen ihn willkommen, diesen schönen Weyhnachtabend, der uns Rom zeigen sollte. Die Gegend war wüst, wie die gestrige; besser aber der Anbau der wenigen Aecker, an denen wir vorbeifuhren. Wie unangenehm es uns war, grade heute mit unsern müden Pferden langsamer wie jemals fahren zu müssen, könnt Ihr Euch vorstellen. N — lief mit mir voraus, um den 15ten Meilenstein zu erreichen, bey dem man, wie unser Guido uns sagte, Rom sollte sehen können; allein ein dicker Nebel mit Regen vereitelte unsere Mühe. Endlich waren wir in Storta, die letzte Station, und wir ließen Postpferde vorspannen. Jetzt flogen die Meilensteine, einer nach dem andern, an uns vorüber, die Sonne brach durch die Wolken, und wir erreichten die Spitze des Hügels. Da lag es dann vor unsern Augen, das stolze Rom, mit seinen Kuppeln und Thürmen, und den Trümmern seiner alten Herrlichkeit. Wir stritten lange mit einander, um die Peterskirche zu

entdecken, bis endlich ihre herrliche Kuppel noch hinter dem Hügel hervortrat, und die andern alle sich neigten und verschwanden, und ganz Rom wie eine niedere Birkenwaldung unter der hohen Eiche erschien. Rechts Frascati (Tusculum) auf seinen schönen Hügeln, bedeckt mit herrlichen Landhäusern und Bäumen, und in der Ferne der beschneite Appennin: jedes und alles gab einen Eindruck, wie man ihn nur Einmal in seinem Leben hat. Als wir nun vollends hinunterkamen, und über den Pontemolle (Pons Aemilius) fuhren, und der Tiber mit gleicher stiller Würde unter uns herfloss, als trüge er noch die Wiege der Zwillingbrüder: da ging mir das Herz über, und ich wußte mich des lauten Jubels kaum zu enthalten. Durch eine lange Straße gelangt man zu der Porta del Popolo, und stößt gleich auf den Platz dieses Namens, in dessen Mitte der herrliche Obelisk des Augusts steht. Eine breite Straße führt von dort auf die Piazza di Spagna, den

Wohnplatz der meisten Fremden, in dessen Nachbarschaft auch wir uns einmieteten. —
Lebt wohl!

Sechster Brief.

Rom, den 20ten Januar
1792.

Wir sind schon vier Wochen hier, und so oft ich die Feder in die Hand genommen habe, um Euch, meiner Gewohnheit nach, Etwas von unserm Lebenslauf zu erzählen, so oft hat sie mir ihre Dienste versagt. Ich tröste mich damit, daß unser Vater St — Euch in der Folge sein Tagebuch mittheilen, und Euch über alles, und auf eine Weise Genüge thun wird, wie ich es nicht vermag. Ich bin ja, das wißt Ihr, nicht sattfam eingeweiht in die Geheimnisse der Alterthümer und der Kunstwerke, um Euch befriedigende

Darstellungen davon zu liefern. Meine Briefe sind der Erguß meiner Empfindungen und die Mittheilung meines Genusses, hieran müsse Euch genügen, und o! daß ich nur Eine Wanderung hier mit Euch machen könnte, Ihr würdet Euch bald überzeugen, daß Rom sich nicht beschreiben lasse.

Viele Hauptstädte Europas sind glänzender, aber gewiß ist Keine so anziehend, als diese. Keine breite, durchaus prächtige Hauptstraßen, kein Gewühl des Handels und der Ueppigkeit, kein Palais Royal; aber auf jeder Straßse, auf jeder Stelle fast Reiz und Genuß für Auge und Geist. Hier zieht Euch eine Kirche an; Ihr geht hinein, und selten geschieht es, daß nicht erhabene Baukunst oder doch ein schönes Bild Eure Mühe lohnt. Dort bewundert Ihr den reinen Geschmack und die einfache Gröfse der Architectur eines Pallafts. Er steht Euch offen, und Ihr ruht in Gallerien mitten unter den Meisterwerken der

berühmtesten Mahler, unter Bildsäulen, Sarkophagen, Urnen und andern sehenswürdigen Resten des Alterthums. Auf jenem Platze staunt Ihr vor einem Egyptischen Obelisk, einer gewaltigen Säule, einem herrlichen Springbrunnen. Dann seht Ihr Euch auf einmal wieder zwischen den Trümmern des alten Roms, baut mit Romulus den Tempel des Jupiter Stators auf, vertreibt mit Camillus die Feinde von dem Capitol, fährt mit Titus durch seinen Triumphbogen. In und vor der Stadt ziehen Euch die Gärten der Großen an, die in ganz Italien nur hier verdienen schön genannt zu werden. Kurz, unzählige Arten des Reizes vereinigen sich, um Euch das Geständniß abzuwingen, daß Rom noch immer die sehenswürdigste Stadt der Erde sey.

Die Mauer, welche Aurelian in dem 3ten Jahrhundert um die Stadt zog, steht noch, sie hat also auch noch denselben Umfang, wie damals; aber der größte Theil des alten Roms liegt

in Schutt und Trümmern. Weitläufige Klöster und Gärten füllen die Stellen aus, die man zum Anbau tauglich gefunden hat; andere liegen noch gerade so da, wie die Barbaren sie verlassen haben: ein grosses Bild menschlicher Ohnmacht gegen den Strom der Zeit und das Schicksal unsers Geschlechts.

Der glänzendste Theil des neuen Roms ist das alte Marsfeld. Dort und in den Tibergegenden häuft sich auch fast die ganze Volksmenge von etwa 180,000 Seelen. Der Strom theilt, wie vor Alters, die Stadt in zwey sehr ungleiche Theile. Auf dem linken Ufer liegt das grosse eigentliche Rom, und auf dem rechten Trastevere, welches sich an den alten Janiculus lehnt. Dieser Theil der Stadt ist gering, wird im Durchschnitt von dem niedrigsten Pöbel bewohnt, und enthält fast nur an dem obersten Ende ansehnliche Gebäude; aber unter diesen ist die Peterskirche und der Vatican. Da der Tag nach unserer Ankunft

der erste Weyhnachtstag war, und der Pabst selbst in der Peterskirche die hohe Messe las, so gingen auch wir dahin, um dieser Feyerlichkeit beyzuwohnen. Ich habe Euch in meinem vorigen Briefe gesagt, welchen Eindruck der Anblick der bloßen Kuppel vor unserm Eintritt in Rom auf mich gemacht hat. Mit der Kirche selbst begegnete mir eben das, was ich schon von mehreren hatte sagen hören: der erste Eindruck war unter meiner Erwartung. Dieses ist die Wirkung der erstaunlichen Harmonie, die unter allen Theilen dieses gewaltigen Baues herrscht, und keinen so hervorstechen läßt, daß er zu einem Maassstabe dienen könnte, die GröÙe des Ganzen darnach zu beurtheilen. Nur als ich schon in der Kirche war, fiel es mir auf, an einem so hohen Festtage einen so geringen Haufen von Menschen um den Hochaltar versammelt zu sehen, und daß ich so lange gehen mußte, um zu dem Gedränge zu gelangen. Doch fand ich hier nicht weniger als den Pabst mit seinem ganzen Gefolge, alle Car-

dinäle, einen grossen Theil des Römischen Adels,
 die Menge der anwesenden Fremden, und mehr
 des übrigen Volks, als eine gewöhnliche Kirche
 hätte fassen können. Jetzt erst nahm ich nach und
 nach die Grösse dieses Ersten aller Christlichen
 Tempel wahr, und versank bey jeder Betrachtung
 in neues Staunen. So geht es mir noch, so
 oft ich hineintrete: jedesmal scheint er mir gröf-
 ser und herrlicher geworden zu seyn. Hallen,
 die auf einer vierfachen Reihe Dorischer Säulen
 ruhen, begränzen den grossen runden Vorplatz.
 Ein hoher Obelisk steht in der Mitte, und zwey
 herrliche Springbrunnen ergiessen sich zu beyden
 Seiten. An der grossen Treppe laufen bedeckte
 Gänge hinauf, und endigen vor dem Eingang der
 Kirche in einer grossen und prächtigen Halle,
 die von acht Corinthischen Säulen gestützt wird.
 Die Kirche selbst hat die Gestalt eines Kreutzes, in
 dessen Mitte die Kuppel, wie ein eigener Tem-
 pel, auf vier Pfeilern ruht: ein Bau, dessen Kühn-
 heit nicht genug bewundert werden kann. Grade

unter der Kuppel steht der Hochaltar, und vor ihm steigt man in das Gewölbe hinab, wo die Gebeine der Apostel ruhen sollen, und beständig mehrere Hundert Lampen brennen. Zwey Reihen gewaltiger Pfeiler theilen die Kirche in 3 Schiffe ab. Ueber den Nebenschiffen sind sechs kleine Kuppeln gewölbt, die für sich allein sehr groß und hoch scheinen würden, hier aber nicht anders anzusehen sind, als niederes Gebüsch unter der hohen Eiche.

So viel über den Grundriß des Gebäudes. Eine Beschreibung der einzelnen Theile würde von meiner Hand wenigstens nur Stückwerk und ein eitles Bestreben seyn. Nichts also von der Stukatur und Bildnerey an dem Gewölbe, den Pfeilern und Wänden, von den Säulen aus Marmor, Porphyr und Granit, die hier verschwendet sind; nichts von den prächtigen Grabmählern der Päbste und anderer Großen in den Nebenschiffen und Capellen; nichts von den mosaïschen Bildern

über den Altären, welche Meisterstücke der Mahlerey meisterhaft nachahmen. Es ist unmöglich, einen größern Aufwand von Pracht mit weniger Ueberladung der einzelnen Theile zu sehen. Es drückt Euch nichts, überall athmet Ihr frey, und wandelt eben so gern zu Eurer Erholung in der Peterskirche, als in Eurem Garten, dem sie dabey an Gröfse wenig nachgiebt. Bewundernswürdig ist die Vertheilung des Lichts, welches nirgend fehlt und nirgend blendet; nur der Feuerstrahl, der unter der bildlichen Gestalt des Göttlichen Geistes durch gefärbte Scheiben in der hintersten Wölbung fällt, ist auffallend und sehr gut angebracht. Vollendet ist Alles, von dem Gewölbe bis zu dem Fußboden, auf dem es eine Wollust ist zu wandeln. Wo Ihr geht und steht, da ruht Euer Auge mit Wohlgefallen, und Eurer Geist freut sich, dafs so Etwas von seines Gleichen unternommen werden konnte.

Es ist der Mühe werth, auf die Gallerie der Kuppel zu steigen: erst hier nimmt man ihre ganze Gröſſe wahr, ſo wie ihre Höhe, wenn man auf die unten wandelnden Sterblichen, wie auf kleine Pygmäen hinabſieht. Und doch waren es eben dergleichen Pygmäen, die einen ſolchen Bau faſſen und vollenden konnten. Das Dach der Kirche iſt ganz platt, und ſchien mir einem groſſen Marktplatz zu gleichen, in deſſen Mitte ein Tempel, und rund umher Capellen erbaut wären. Ich bin einmal bis in den Knopf der Kuppel gewieſen, wo man eine weite Ausſicht über ganz Rom und die umliegende Gegend bis an das Meer genieſt. — Es iſt mir noch jedesmal ſchwer geworden, mich von dieſem erhabenen Tempel zu trennen, und auch jetzt wird es mir ſchwer, davon abzubrechen; aber Ihr müſſtet kommen und ſelbſt ſehen, um meine ganze Freude über dieſes Meiſterwerk theilen zu können.

An die Peterskirche stößt der Vatican, der Winteraufenthalt des Pabsts. Die äußere Pracht dieses weitläufigen alten Gebäudes ist gering; desto größer sind die Schätze für Auge und Geist, die es enthält. In dem Museo Pio Clementino stehen die Wunderwerke griechischer Kunst, der Laokoon, der Belvederische Apoll, und unzählige andere, als ein bleibendes Denkmahl der Höhe und Kraft, die der menschliche Geist erreichen kann. In der Sixtinischen Capelle staunt Ihr vor dem großen Michelangelo, und bewundert in den Stanzen und Logen den göttlichen Raphael, dessen Gestalten alle sich eines höhern Fluges über die niedere Erde erheben, und mit einem übermenschlichen Geiste belebt scheinen. So wahr und doch so eigenthümlich, so göttlich und so menschlich, so erhaben und so lieblich hat kein Mahler gemahlt, wie dieser, den man vorzüglich den Göttlichen, Inspirirten nennen möchte. Seine Werke treten alle andere zu Boden, oder scheinen vielmehr lächelnd auf sie.

herabzusehen, in himmlischen Glanz gehüllt über ihnen zu schweben. Nichts mehr über ihn, den Unbeschreiblichen, damit ich nicht verführt werde, mich weiter einzulassen, als meine Kräfte es gestatten.

Mit dem Vatican hängt durch einen bedeckten Gang das alte Grabmal Hadrians, die heutige Engelsburg zusammen. Sie liegt an dem Tiber, gleich einem runden dicken Thurm, und ist die Festung und der Zufluchtsort der Päbste in Augenblicken des Aufruhrs. An die Burg stößt die nach ihr benannte Engelsbrücke. Sie ist die oberste von dreien, die über den Tiber führen, und hängt übrigens auf jener Seite mit dem schönsten und volkreichsten Theil des neuen Roms zusammen. Hier ist der Corso, eine Strafe, die eine gute halbe Stunde lang und nur nach diesem Verhältnisse nicht breit genug ist. Sie enthält manche schöne Kirche, eine Menge prächtiger Palläste, und ist der Mittelpunkt der

Römischen großen Welt. Ungefähr in ihrer Mitte stößt sie an den Platz Colonna, den herrlichsten in Rom, sowohl durch seine Gebäude, als durch die hohe Antoninische Säule, die in seiner Mitte errichtet ist. Des Platzes Del Popolo, an welchem, außer dem Corso, auch die großen Straßen Babuina und Ripetta endigen, habe ich schon in meinem vorigen Briefe erwähnt. Schade, daß er fast nur von gemeinen Bürgerhäusern umgeben ist. Den Corso durchkreuzt die lange Straße Condotti, die unter andern den großen Pallast des Hauses Borgheze enthält. Sie endigt an dem Spanischen Platz, dem Wohnort der meisten Fremden, weil hier die meisten und besten Wirthshäuser sind. Dieser Platz liegt unter dem Monte Mario, und es ziert ihn, außer den Pallästen des Spanischen Gesandten und der Congregazione de propaganda fide, besonders die hohe und prächtige Marmortreppe, die zu der Kirche Trinita di Monti auf der Höhe des Hügels führt.

Nicht weit von hier ist die prächtige Fontana di Trevi, wo die Aqua Virgo, eine Quelle, die Agrippa zuerst von Tusculum nach Rom leiten liess, sich ergießt. Das Becken ist mit einem grossen Aufwand von Bildnerey geschmückt, und man freut sich der Fülle des hervorbrechenden Wassers. Auch der schöne Platz degli Apostoli ist in dieser Gegend. Ihn ziert besonders der reiche Pallast des alten Hauses Colonna und die Apostelkirche, welche das sehenswürdige Grabmal Clemens XIV. (Ganganelli) enthält.

Ungefähr in der Mitte des neuen Roms steht die Rotonda, ein Tempel, den Agrippa unter dem Namen des Pantheons erbaut hat, und der durch alle Zerstörungen der Barbaren und der Zeit selbst fast unverfehrt geblieben ist.

Schön ist seine äussere Gestalt und die Halle unter dem Architrav, der sich auf 16 Corinthi-

sche Marmorsäulen stützt; aber unbeschreiblich groß und herrlich ist der Eindruck, den man bey dem Eintritt in den Tempel selbst empfängt. Wenn ich die ganze Grösse der Peterskirche nicht gleich wahrnahm, so schien mir das Pantheon vielmehr grösser als es wirklich ist *), und der erste Anblick erregte in mir ein frohes Erstaunen und einen inneren Jubel, wie ich es nicht auszudrücken weis. Der inwendige Umfang, die Wölbung der Kuppel, die das ganze Gebäude bedeckt, und durch eine Oeffnung in ihrer Mitte ein überall gleiches Licht hineinfallen läßt: alles ist rund, und Alles nur Eins, wie Gottes weite Welt. Verzeiht mir diesen gewagten Vergleich, oder kommt und seht! Die innere Verzierung ist der Herrlichkeit des Gebäudes angemessen. Alles athmet Grösse, Eben-

**) Der Grund dieses Unterschieds scheint mir in der Verschiedenheit der Form zu liegen.*

maafs und Harmonie. Die Zellen und Nischen in der Mauer, wo sonst die Bildsäulen der Götter standen, und jetzt Altäre sind, ruhen auf schönen Corinthischen Säulen von Afrikanischem Marmor. Da dieser Tempel sich so sehr gut erhalten hat, kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß die Meisterstücke der Bildnerey, womit er ehemals geschmückt war, noch da stehen, und nicht ein Raub der Alles verwüsten- den Barbaren geworden seyn möchten. Ausser dem Gottesdienst ist das Pantheon jetzt auch dem Andenken großer Künstler gewidmet. Unter Andern sind hier die Grabmäler und Büsten Raphaels, Carl Maratts und Winkelmanns. Viele Stellen sind noch für andere offen, und es ist, leider! nicht wahrscheinlich, daß unser Zeitalter sie ausfüllen werde. Wie von der Peterskirche, so trenne ich mich auch jedesmal ungern von der Rotonda, und kann des Anschauens nicht müde werden. Wäre doch der Platz, auf welchem dieser Tempel steht, seiner Herr-

lichkeit angemessen. Es ist ein kleiner schmutziger Fisch- und Trödelmarkt. Der Obelisk, der in seiner Mitte errichtet ist, stimmt wohl zu dem Platz, nicht aber zu dem großen Pantheon.

In dieser Gegend ist der Platz Novona, der größte in Rom, und der Mittelpunkt alles kleinen Gewerbes und Handels. Er ist ein längliches Viereck, und mit drey Springbrunnen geziert. An dem ansehnlichsten, der in der Mitte steht, ist die Bildnerey von Benini, mit einem großen Aufwande von Kunst und Erfindung, aber wenig Annehmlichkeit.

Nicht so groß, aber schöner ist der Farnesische Platz, mit dem Pallast dieses Namens, der einer der herrlichsten in Rom ist, und jetzt dem König von Neapel gehört. Die große Sammlung von Antiken und Gemälden, die sonst in diesem Pallast war, ist nach Nea-

pel gekommen, doch bewundert man noch die Decke des grossen Saals, die ganz von Annibal Carracci gemahlt, und das Meisterstück dieses grossen Künstlers ist.

Nicht so volkreich als der niedrige Theil des neuen Roms sind die Hügel, die bey den Alten Quirinalis, Viminalis und Mons Marius hiessen; weil aber die Luft sehr gesund ist, haben sich die grössten Familien in dieser Gegend angebaut, und daher ist sie voll von ihren Pallästen. Bey dem Quatro Fontane durchschneiden sich zwey der schönsten und längsten Strassen der Stadt. Drey Obelisken dienen zu Gesichtspunkten, und auf allen Wegen gelangt man zu grossen und herrlichen Gebäuden. Hier ist der schöne Springbrunnen Fontana dell' Acqua Felice, wo die von Agrippa zuerst in die Stadt geleitete Aqua Julia sich ergießt. Dabey sind die weitläufigen Ueberbleibsel der Thermen Diocletians. Wie angenehm und unterrichtend es für uns ist, unter der Lei-

tung eines so scharfsinnigen und gelehrten Kenners der Künste und des Alterthums, wie unser Freund Hirt ist, in dem alten Rom herumzuwandeln, und uns jede Ruine im Geiste durch ihn ergänzen zu lassen, könnt Ihr Euch vorstellen. Hier erstaunten wir über die ungeheure Grösse dieses Werks, die wir aus der Entlegenheit der Trümmer von einander wahrnahmen. Aus einigen derselben ist mit vielem Geist und Sinn die schöne Kirche der Karthause zusammengesetzt. Eine Rotonda, die ehemals ein kleiner Tempel war, ist der Eingang, und ihre Gestalt übrigens ein grosses einfaches Kreuz. Das Apodyterium ist zu einem der Schiffe geworden. Wenige Kirchen Roms haben einen solchen Ausdruck von Grösse. Sie enthält auch noch eines der Meisterstücke des grossen Domenichino, welches den Märtyrertod des heiligen Sebastians vorstellt; ein Bild, das man ohne Erstaunen und innere Freude nicht ansehen kann. — Der ehemalige Schwimmteich bey den Thermen

ist jetzt der Garten der Karthäuser, und noch ein Tempel, auch eine schöne Rotonda, die Kirche der Bernhardiner. Dieses Gebäude ist sehr gut erhalten, doch steht jetzt auf der Oeffnung der Kuppel, wodurch sonst, wie bey dem Pantheon, das Tageslicht hineinfiel, eine Laterne.

Auf der Höhe des alten Quirinals ist der weitläufige und prächtige Sommerpallast des Pabsts. Den Vorplatz zieren die berühmten Colossalischen Bildsäulen des Castors und Pollux mit ihren Pferden, die Constantin aus Alexandrien nach Rom hat bringen lassen. Sie machen einen grossen Eindruck, und stehen sehr wohl auf diesem Platze. Nach ihnen heisst der ganze Hügel so wohl, als der Pallast selbst jetzt Monte Cavallo.

Nicht weit von hier, auf der Höhe des alten Viminals, ist die grosse Hauptkirche S. Maria Maggiore. Ich sah sie zuerst in der Nacht nach unserer Ankunft, welches, wie Ihr wißt, die

Christ-Nacht war. Man hatte uns von der prächtigen Erleuchtung dieser Kirche so vieles gesagt, daß N — und ich, so müde wir auch waren, doch beschlossen, einen Theil unserer Ruhe daran zu setzen. Da man uns die Stunde unrichtig berichtet hatte, mußten wir bey elendem Wetter und finsterner Nacht lange vor der verschlossenen Thüre warten. Endlich ward sie geöffnet, und gleich bey dem Eintritt fanden wir uns für unsere Geduld und Mühe reichlich belohnt. Nie in meinem Leben erinnere ich mich, einen solchen Eindruck empfangen, etwas so schönes in dieser Art gesehen zu haben. Denkt Euch einen großen herrlichen Tempel, in Gestalt eines langen oben geründeten Vierecks. Zwey Reihen der schönsten Jonischen Säulen von weißem Marmor bilden weite Hallen zu beyden Seiten des Hauptraumes *); die Hallen sind voll schöner

*) Oder theilen ihn, architectonisch zu reden, in drey Schiffe ab. Die Kirche ist eine Basilica,

Grabmäler, und stossen an reiche Capellen. Wo sie endigen, steht vor dem Hintergrunde der prächtige Hochaltar. Die Verzierung ist reich, und der marmorne Fußboden eben und ausgelegt, wie von mosaischer Arbeit. Diese ganze Kirche war durch unzählige Wachslichter überall gleich erleuchtet. Mir war, als sey ich zu einem festlichen Mahl oder Tanz hiehin geladen worden, so stimmte alles zur Freude und zum Jubel. Ein großes Gedränge von Menschen strömte mit uns hinein, verlor sich aber bald in dem weiten Raum der Kirche, und hinderte uns gar nicht, überall herumzuwandeln, und unser Auge an der uns noch so neuen Römischen Pracht zu weiden. Viele legten sich an den Säulen und Wänden nie-

das heisst, gleich allen Kirchen aus den frühern Zeiten des Christenthums, nach dem Muster der alten Richthäuser, die so hießen, erbaut. Aus demselben Grunde führen die sieben ältesten Hauptkirchen Roms diesen Namen.

der, und erwarteten schlafend den Anfang des Gottesdienstes. Diese Gruppen gehören zu dem Gemählde, welches ich mir von diesem Augenblick wünschte. Wir blieben lange, ohne des reizenden Anblicks müde werden zu können. In keinem Gebäude hatte ich bisher Maafs und innere Verzierung zu einem so angenehmen gefälligen Ganzen verbunden gesehen. Noch jetzt da ich auch die Peterskirche und das Pantheon kenne, habe ich diesen Eindruck nicht verloren, und ich wiederhole mir, so oft ich hineintrete, dafs hier ganz eigenthümliche Schönheit sey.

An dem Ende der bewohnten Stadt steht auf seinem Hügel und auf den Trümmern des alten Capitols das neue Campidoglio. Der Eingang und die Vorderseite sind jetzt gegen das neue Rom gerichtet. Ohne auszeichnende Pracht ist seine höchste Merkwürdigkeit die Stelle, auf der es steht. Es ist noch immer das Römische Rathhaus, und das Hauptgebäude bewohnt der jedes-

malige Senator, die höchste Magistrats - Person der Stadt. In dem linken Flügel sind die Versammlungszimmer des Stadtraths, und in dem rechten befindet sich die herrliche Sammlung von Antiken, die unter dem Namen des Museo Capitolino berühmt ist. In der Mitte des Vorplatzes steht die schöne eherne Bildsäule Marc Aurels zu Pferde. Eine alte Franciscanerkirche nimmt die Stelle des ehemaligen Tempels des Capitolinischen Jupiters ein.

Mit welchen Gefühlen wir auf dieser Stätte umherwandelten, wo jeder Fußtritt fast eine merkwürdige That bezeichnet, brauche ich Euch nicht zu sagen. Fast schwand mir der Augenschein der neuen Gegenstände vor dem Leben der Bilder, die sich meiner Seele darstellten. Statt der Franciscanerkirche sah ich den Tempel des Jupiters, statt des Pallaſts des Senators die alte Curia, den Versammlungsort der Fabier, Quintier, Cornelier, wo das Schicksal so manches

Volks, so manches Königs entschieden ward. Ich sah statt der Nebengebäude den kleinen Tempel des Gottes Terminus *) und der Göttin Juventus, **) die allein bey der Erbauung des ersten Capitols ihre Stelle nicht verlassen wollten.

Auf der hintern Seite des heutigen Gebäudes sahen wir noch Trümmer der alten Grundmauer, als einen Theil der gegenwärtigen, und als Reliquien freuten uns auch diese alten einfachen Quadersteine. Hier zeigte Hirt uns in einem Garten eine Stelle, wo der Felsen senkrecht hinabschiefst. Dieses war der Tarpejische Hügel. Hier wurden Cassius und Manlius hinabgestürzt. Das ganze uralte Rom lag zu unsern Füßen; Trümmer und Denkmäler aus jedem Zeitalter. Unter dem Capitol steht halb vergraben in Schutt

*) Gränze.

**) Jugend.

der Triumphbogen des Kayfers Severus neben einigen Säulen der Tempel der Eintracht und des donnernden Jupiters. Dort dehnt sich der Platz, wo das alte Forum war; drey schöne Säulen des Tempels, den Romulus zuerst dem Jupiter Stator weihte, und Hadrian erneuerte, stehen in seiner Mitte. Hier hemmten die geraubten Weiber den Streit zwischen den Sabinern und Römern; hier versammelten sich hernach die Centurien des Römischen Volks, und hier ertönte so manche hinreißende Rede aus dem Munde jener großen Männer, deren Kraft und Geist wir noch bewundern. Auf der linken Seite dieses Platzes, der jetzt Campo Vaccino heisst, stehen noch Säulen und Architrave von Tempeln, deren einer dem Antoninus und der Faustina, der andere den Zwillingen Romulus und Remus geweiht war. Vor allen ragen die großen Trümmer eines Tempels des Friedens hervor. Gegenüber hebt sich der Palatinische Hügel, der vor allen zuerst bewohnt war, und den hernach die

Palläste der Kayser fast allein einnahmen. Noch bedecken ihn die großen, mit dichtem Gebüsch verwachsenen Trümmer. Hirt führte uns in unterirdische Bäder, und ergänzte uns Säle, Tempel und Hallen, lauter niedrige aber bedeutende Denkmäler der Römischen Pracht in diesem üppigen Zeitalter.

In einem Thal, welches den Palatinischen Hügel von dem Aventinischen trennt, war der große Circus, den der ältere Tarquin zuerst erbaute. Auf dem Aventin hat man eine schöne Aussicht über ganz Rom und den krummen Lauf des Tibers. Höchst merkwürdig ist eine Stelle bey den großen Ueberbleibseln der Brücke, die der jüngere Afrikanische Scipio vollendet, und die Wuth des Stroms zerstört hat. Dort sieht man in dem Tiber noch Trümmer jener älteren Brücke, die Ancus Marcius zuerst von Holz erbauete, und Antoninus erst durch eine andere von Marmor ersetzen liefs. Hier war es, wo

Horatius Cocles allein gegen ein Heer von Etruskern kämpfte, und, nachdem die Stadt gerettet und der dießseitige Theil der Brücke abgebrochen war, mit der Rüstung in den Fluß sprang. An dem Ufer steht der kleine runde Tempel der Vesta, den Numa zuerst geweiht, und einer der Kayser hernach neu erbaut hat. Zwanzig Corinthische Säulen, die noch erhalten sind, stützten die Halle, die den Tempel umgab. In neuern Zeiten hat man die Räume zwischen den Säulen vermauern lassen, um das Gebäude, welches jetzt eine der Egyptischen Maria geweihte Kirche ist, zu vergrößern. Gegenüber macht eine Säulenreihe, die zu dem von Servius Tullius der Fortuna virilis gewidmeten Tempel gehörte, die Vorderseite einer andern Kirche aus. Tiefer liegt eine Gegend, die Velabro heißt, ein Name, der seinen Ursprung, nach Livius, in den Vorzeiten Roms hat. Hier ist die Stelle, wo der ausgetretene Tiber die Wiege mit den Zwillingen Romulus und Remus anschwemmte, und wo sie unter einem

Feigenbaum, der zu Livius Zeiten noch stand, und der Ruminalische hiefs, säugend an einer Wölfin gefunden wurden. Nahe dabey steht ein kleiner, ehemals dem Romulus geweihter Tempel, worinn die eherne Wölfin, die zu Cäsars Zeiten von dem Blitz gerührt ward, und jetzt in dem Capitol aufbewahrt wird, gefunden worden ist. Hier sieht man auch noch Theile von der alten Cloaca maxima, einem Werk des ersten Tarquins, und dabey die Quelle Juturna, die einzige, die in früheren Zeiten die Stadt mit Wasser versah. Gefunken ist die Grösse und Herrlichkeit des alten Roms, aber hell und rein fließt noch die Quelle unter seinen Trümmern, gleich den unvergänglichen Gesetzen der Natur. Gern wandle ich in diesen Gegenden Abends in der Dämmerung umher. Meine jugendliche Phantasie schafft leicht die alten Säulen und Steinhaufen zu prächtigen Tempeln und herrlichen Gebäuden. Ich sehe hinauf zu dem hohen Capitol und zu dem Velia, wo Valerius Publicola nicht höher

als seine Mitbürger bauen wollte. Lichter umschweben mich dann die Gestalten der grossen Alten, und unterrichten mich, wo dieses, wo jenes geschah. Dann möchte ich meinem Horaz zurufen: Siehe hier die gesunkene Kayserstadt; gefallen ist ihre Macht, vertilgt ihre Herrlichkeit! Nicht mehr ersteigt dein Priester das Capitol mit der schweigenden Jungfrau.*) Aber noch erschallen deine Gefänge von Süden nach Norden, von Norden nach Süden. Noch bist du der Guten Freund, der Thoren und der Lasterhaften Geissel. So gross ist des Menschen Geist, so weit erhaben über alle Werke seiner Hände!

Von dem Campo Vaceino gelangt man durch den merkwürdigen Triumphbogen, der Titus nach der Eroberung Jerusalems errichtet wurde, zu den grossen Trümmern des Colosseums. So

*) *Carm. Lib. III. Od. 24.*

hieſs und heiſt noch das Amphitheater, welches Veſpaſian nach dem Jüdiſchen Kriege erbauen lieſs. Der groſſe Umfang dieſes ganz eyförmigen Gebäudes, ſeine Maſſe und die drey ſich auf einander ſtützenden Säulenreihen geben ihm ein gewaltiges Anſehen. Der innwendige Kampfplatz iſt mit Gras bewachſen; ein Crucifix ſteht in der Mitte, und rund umher ſind kleine Capellen errichtet. Von dem Gemäuer ſteht noch ſo viel, daſs man bis in den 3ten Stock ſteigen kann. Hirt zeigte uns den Platz des Kayſers, des Senats und der Veſtalinnen, der Ritter, Bürger und Weiber. Dieſes ungeheuere Gebäude faſte mehr als hunderttauſend Menſchen, die keine gröſſere Augenweide kannten, als hier Menſchen von Menſchen morden, und von Thieren zerfleiſchen zu ſehen. Römer waren es und Römerinnen; aber was für Römer? Eckel und Abſcheu deckt ihr Andenken, und das Gedächtniſs ihres Namens iſt verſlogen gleich dem Staub ihrer verächtlichen Körper. Man kann ſich

des Gedankens an den Wechsel der menschlichen Dinge nicht erwehren, wenn man die neuern Römer vor Denkmälern kniend beten sieht, welche Menschen errichtet wurden, die ihre Vorfahren an eben dem Platz mit blutiger Wollust zerfleischen sahen. Einen eignen Eindruck macht der Anblick dieses ungeheuren Baues bey Mondenschein. Der matte Schimmer, der die gewaltigen Trümmer halb erleuchtet, vergrößert noch ihre Gestalt. Einsam steht das Crucifix und die Capellen, und es überfällt Euch ein Schauer, ehe Ihr es Euch versteht.

Bey dem Colosseo steht der Triumphbogen Constantins sehr wohl erhalten; und weiter hin die großen Trümmer der Thermen des Caracalla, die darum besonders merkwürdig sind, weil man die innere Einrichtung dieser Gebäude am besten aus ihnen abnehmen kann. Die weitläufigen Ueberbleibsel der Thermen des Titus stehen auf der andern Seite des Colosseums, und da-

hinter an dem äußersten Ende der Stadt die Kirche des Laterans, die sich die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und der Welt nennt. Die größte Merkwürdigkeit dabey ist der Obelisk, der auf dem Platz errichtet, und der größte in Rom ist.

Auf dem Kirchhofe der Protestanten, der eine blumige Wiese ist, steht die Pyramide des Cajus Cassius. Sie ist mit der innern Kammer, worin der Sorkophag stand, wohl erhalten. Solche Ehre erweist man hier den Ketzern, daß man sie mitten unter den Alten ruhen läßt.

Vor dem Thore steht die von Theodosius und Honorius erbauete Paulskirche. Sie ist eine fünfschiffige Basilica und eine der größten Kirchen Roms. Die Säulen, auf denen ihre Hallen ruhen, sind ihrem größten Theil nach von ungemeiner Schönheit, und aus dem blühendsten Zeitalter der Künste, stehen aber mit der Höhe

des Baues in keinem Verhältniß, und dieser Mangel an Ebenmaafs thut dem Auge weh. Es war damals Sitte, die schönen Denkmäler aus der frühern Zeit von ihrem herrlichsten Schmuck zu entblößen, um ihn ohne allen Sinn und Geschmack in den neuerbauten Kirchen anzubringen. Wahrlich, man muß Rom sehen, um die Höhe zu bewundern, wohin die bildende Kunst sich erheben, man muß aber auch Rom sehen, um sich einen Begriff zu machen, wie tief sie mitten unter den herrlichsten Mustern herabsinken könne.

Die Gegend um die Stadt ist auf dieser Seite, wie auf allen andern, höchst öde und traurig, aber überall erquickt Euch ein Blick auf die lange Reihe der Appenninen und auf die grünen Hügel von Frascati. Die Gefilde sind voll von Trümmern der alten Herrlichkeit Roms. Merkwürdig sind die Ueberbleibsel eines Circus des Caracalla und das Grabmal der Cäcilia

Metella. Merkwürdiger noch war für uns die Gruft der Scipionen; dann der heilige Berg, wohin das Römische Volk in seinem heftigen Zwist mit den Patriciern entwich; auch der alte Anio, jetzt Teverone, an dessen Ufern eben dieses Volk seinen langen und hartnäckigen Kampf mit den Sabinern foht, und die schöne Quelle der Egeria, Numa's Freundin, wo er, von allem Geräusch entfernt, seine Weisheit holte. Hell und rein strömt sie aus ihrer Grotte hervor, deren Mauer mit langem Frauenhaar bekleidet ist. *) Wir konnten uns einen Trunk aus Numa's Quelle nicht versagen, und labten uns damit, zum Andenken des Mannes, den auch als König die Weisheit für ihren Sohn erkennen mußte.

Unter den Römischen Gärten gebührt der Villa Borgnese, vor dem Thore del Popolo, der

*) Ein Farrenkraut von ungemeiner Schönheit.

erste Rang. Das dichte Immergrün der Winter-
eichen, der Pinien und anderer südlichen Ge-
wächse mehr, ist mit den Bäumen und Stauden,
die sich im Frühling neu kleiden, so gut ver-
mischt, daß Ihr im Winter den Abgang der schö-
nen Jahreszeit kaum spürt, und doch auch den
Genuss des neuen Lebens, den der Lenz der Na-
tur giebt, nicht zu entbehren braucht. Oft, wenn
ich jetzt, da es Januar ist, in diesen Garten
trete, wird mir zu Muthe, wie in Deutschland
nach einem Gewitter im hohen Sommer. Das
Hecken-Schneider- und Puppenwerk, welches
die meisten Italiänischen Gärten unerträglich
macht, stört Euch hier nicht. Dichtes Gebüsch
umgiebt die grünenden Ufer eines grossen Teichs
und eines Bachs. Dort tretet Ihr in einen Park,
unter den Schatten hoher Pinien oder schöner
Eichen und anderer Bäume, die Euch an das
liebe Vaterland erinnern. Zwischen dem Gebüsch
stosst Ihr oft auf einen kleinen Tempel, eine
Urne, einen Sarkophag. Nur das Theater, wel-

ches der Prinz jetzt anlegen läßt, und die feste Burg in der Mitte des Gartens, vermifste man gern. Die Antikensammlung in dem Casino (Gartenhaus) ist weit berühmt, und enthält viele der herrlichsten Werke Griechischer und Altrömischer Kunst, die auf uns gekommen sind. Dieser Garten ist ein öffentlicher Spatziergang: Sonntags versammeln sich hier Tausende von Menschen, und eine Inschrift ladet selbst Euch ein, alles wie das Eurige anzusehen, und abubrechen, was Euch gefällt. Wie gefährlich würde eine solche Erlaubnis in Deutschland seyn! — Die Villen Ludonisi und Albani sind wegen ihrer Antiken-Sammlungen berühmt, und enthalten viele herrliche Werke alter Kunst. Die Schätze der Villa Medici sind nach Florenz gebracht worden. Alle diese Villen liegen innerhalb der Stadtmauern. Eben so liegt in Trastevere die Villa Corsini hinter dem prächtigen Palast dieses Namens. Unter dem Schatten hoher Bäume genießt man hier eine herrliche Aussicht

über die große Stadt und die Trümmer des alten Roms. Der Tiber rauscht zu Euren Füßen. — Den weitesten Blick über die ganze Gegend gewährt die Höhe, auf welcher die Villa Madama liegt, eine Aussicht, die entzückend seyn würde, wenn nicht der Strom das Auge in lauter öde Gefilde leitete. — Als Garten ist die Villa Pamfili Doria, nächst der Borghefischen, die schönste. Um einen großen Teich stehen die herrlichsten Thränenweiden, und in einem Park die höchsten Pinien, die ich noch gesehen habe. Auch in dieser Villa ist eine sehenswürdige Sammlung von Antiken.

Die Menge herrlicher Gemälde und Alterthümer in den Pallästen der Römischen Großen ist unfäglich. Vorzüglich reich sind die Palläste Borgheze, Colonna, Doria, Giustiniano, Bondonini, Corsini, Farnesina, Rospigliosi und mehrere. Unzählig sind auch die sehenswürdigen Gemälde in den Kirchen. Unsers Vaters und

Führers Tagebuch wird Euch sagen, was wir gesehen haben, und welch eine Menge von Dingen ihm bey der strengsten Auswahl doch bemerkenswerth geschienen hat.

Darüber sind wir alle einig, daß Rom noch immer die Königin unter den Städten sey, und daß wir in Keiner das Leben so leidlich finden würden, als hier. Nirgend ist mehr Stoff zu wahrem Genuß; nirgend herrscht weniger Zwang, mehr Freyheit von aller After-Sitte. Nirgend genießt der Fremde mehr Achtung, Schutz und Nachsicht. Nach seiner Herkunft, seinem Gewerbe fragt man eben so wenig, wie nach seinem Glauben: er ist ein Fremder, das ist sein Stand. Die Gesellschaften der Römer stehen ihm offen, wie ihre Gallerien, doch kann er auch bloß diese besuchen, und sich jenen entziehen. Der Geist, der diese neuen Römer belebt, ihr schönes Organ, und die erstaunliche Darstellungsgabe, die sie mit allen Italiänern gemein haben, macht den Um-

gang mit ihnen angenehm. Unter beyden Geschlechtern giebt es eine Menge außerordentlich schöner Gestalten; besonders herrscht hoher Adel in dem Wuchs, dem Gang und der Gebehrde der Weiber. Sie besitzen wenig Kenntnisse, aber desto mehr Scharffinn und Witz. Ihre ungemeine Gefelligkeit macht diese Eigenschaften noch angenehmer, und man braucht nur zwey Römer zu Tische zu laden, um der ganzen Sorge der Unterhaltung enthoben zu seyn. Es ist mir leid, daß ich Euch von den sittlichen Tugenden dieses noch immer merkwürdigen Volkes kein eben so vortheilhaftes Bild entwerfen kann, als von ihren Anlagen des Kopfes. Eine so große Ausgewandtheit muß nothwendig Lücken und Mängel in dem innern Menschen veranlassen. Innigkeit und häusliche Zufriedenheit wird unter den Italiänern fast nicht gefunden. Daher eine Menge der widrigsten Erscheinungen. Ihre Sittenverderbnis ist entsetzlich, und ich habe Dinge davon gehört, die mich noch schauern machen.

Die Sorge, ledig zu bleiben, und die Furcht der Schande halten das Mädchen noch zurück; aber das verheyrathete Weib kennt keinen Zügel, und wenige Männer sind ungefittet genug, um ihren Frauen Hindernisse in den Weg zu legen. Wenn der Liebhaber in ihrem Hause ist, so halten sie sich in dem feinigsten schadloß, oder besuchen des Nachbars Gattin. Es würde mir selbst schwer werden, an die Möglichkeit einer solchen Verderbnis zu glauben, wenn sie mir nicht von zu vielen Seiten bestätigt worden wäre, und wenn nicht die Scham in so hohem Grade selbst aus dem Sprachgebrauch gewichen wäre. Gleichgültigkeit gegen die Kinder und Verwahrlosung des ungewissen Geschlechts sind natürliche Folgen dieses entsetzlichen Gebrechens. In den niedrigsten Lüften erzeugt und gewiegt, erwächst die junge Braut nur zum Frohn ihrer Leidenschaften. Diese mit der geringsten Anstrengung zu befriedigen, wird ihr unausgesetztes Augenmerk. Daher eine unbegrenzte Habsucht, Un-

bändigkeit in Hader und Rache. — Laßt mich abbrechen von dieser Schilderung: ich tadle so ungern, freue mich so herzlich, wenn ich fremder Schmähfucht widersprechen kann. Gewiß wohnt Tugend und Reinheit auch hier noch unbemerkt unter manchem Dache, anbetungswürdiger hier, als an jedem andern Orte: diese wollen nicht über mich zürnen. — Auch das Volk zürne mir nicht! Nur gegen Laster und Unsitte möchte ich mich rüsten, sie bannen aus diesem Paradiese in den Abgrund des Meeres. Wäre ich ein Heide, so würde ich der Häuslichkeit einen besondern Tempel bauen. Sie ist der Grund und Eckstein aller Sittlichkeit, so wie auf dieser das Wohl und der Werth eines Volks beruht.

Die ältern Römer hingen nicht fester an ihren Kampfspielen, als ihre heutigen Nachkommen an ihrem Theater. Alt und jung, vornehm und gering, Mönche und Layen, alles rennet dahin, und jeder will Kenner seyn. Wirklich urtheilt

selbst das gemeine Volk sehr richtig. Noch kürzlich saß ich neben einem halb in Lumpen gekleideten Menschen, der, gleich als wäre er der einzige Zuschauer, oft ganz allein sein lautes Bravo! rief, oder es ein andermal in der höchsten Spannung der Aufmerksamkeit leiser in den Bart murmelte. Dabey rollten die Augen, glühte das Gesicht, als ob es mehr als einen Olympischen Kampfpreis gölte. Dagegen wird der schlechte Schauspieler auf der Stelle durch allgemeines Plaudern oder ein noch lauterer Zeichen des Misfallens bestraft. Sonst scheint die Strenge der Polizey aus ganz Rom hieher gebannt zu seyn. Keiner darf sich rühren, keiner seinen Sitz verlassen, ohne durch lautes Rufen von des Volkes Majestät unverzüglich zur Ordnung verwiesen zu werden. Oper und Tanz sind, wie Ihr es erwarten werdet, fast überall vortreflich; desto schlechter aber das Drama. Aus einer, hier sehr auffallenden, Schicklichkeits - Grille der Regierung darf kein Frauenzimmer die Bühne betreten, sondern die

Weiberrollen werden von Castraten gespielt. Oft blickt die verkleidete Mannsperson sehr deutlich hervor; oft aber, und besonders in grossen Opern und Balletten, wo man in der Wahl der Personen sehr sorgfältig ist, habe ich die Weiblichkeit bis zur Täuschung nachahmen sehen. Die Menge der Theater verursacht eine grosse Concurrenz, und auf den Plätzen Navona und des Pantheons stehen Buden, wo die Eintrittszeichen und Schlüssel zu den Logen in Ordnung ausgekramt liegen, und jedes Theater seine Waare ausrufen und feilbieten läßt.

In keiner grossen Stadt giebt es wohl eine schlechtere Polizey, als hier. Eine ordentliche Reinigung der Strassen würde wegen des Clima's und der bekannten Unreinlichkeit der Italiäner nirgend erforderlicher seyn, als hier. Fast noch nothwendiger wäre eine gute nächtliche Erleuchtung an einem Orte, wo der leidenschaftliche Charakter des Volks täglich Unordnungen und

Mordthaten veranlaßt. Doch findet man hier keine dieser beyden Anstalten. Ein noch größerer Unfug sind die verderblichen Freyheiten ganzer Plätze und einzelner Personen. Jede Kirche mit ihrem oft weitläufigen Bezirk bietet dem Missethäter eine sichere Freystatt. Manche Gesandte, wie z. B. der Spanische, üben eine eigene Art von Gerichtsbarkeit über große Plätze aus, wohin kein Päpstlicher Häfcher den Fuß setzen darf. Ein gleiches Recht haben alle Cardinäle in ihren Pallästen. Es ist unbegreiflich, daß einzelne Personen sich nicht längst entschlossen haben, diese dem gemeinen Wefen so schädlichen Rechte der öffentlichen Sicherheit und Ordnung aufzuopfern.

Das erste, allein ausgezeichnete Gewerbe in Rom ist die schöne Kunst. In diesem Theil allein findet man eine erstaunliche Concurrenz und Betriebsamkeit. Mahler, Bildhauer, Kupferstecher, Steinschneider; Künstler von aller Art, und aus allen Theilen der gebildeten Welt: Jeder

kramt seine Anlagen oder Ungeschicklichkeit aus, beneidet oder verläumdert den Nachbar, urtheilt queer und schief über Altes und Neues, und wenige fassen auch nur einen kleinen Theil des Geistes aus den zahllosen großen Mustern, die sie beständig vor Augen haben. Die treffliche Angelika nimmt den ersten Rang unter den Malern ein. Ihre Arbeiten gewinnen täglich an Schönheit, und tragen das Gepräge ihres lebenswürdigen Charakters. Der Bildhauer Canova arbeitet mit wahrhaft Griechischem Geiste. Das Grabmal des Pabsts Rezzonico (Clemens XIII.), welches eben von ihm vollendet und in der Peterskirche aufgestellt worden ist, hat große Schönheiten. Unter den Landschaftmalern zeichnet sich ein Schottländer, Moore, aus. Des jungen Morghens Kupferstiche sind bekannt und berühmt. Er vervollkommnet sich noch täglich. Schade, daß er nicht immer die größten Meisterstücke der Malerey zum Gegenstande seiner Kunst wählt.

Ich habe es Euch bey dem Anfange dieses Briefes gesagt, und wiederhole es bey dem Schlusse, daß eine Beschreibung von Rom meine Kräfte übersteigt. Der gemeinen Rechnung nach bedarf man wenigstens drey Monate, um alle sehenswürdige Dinge, die hier sind, auch nureinmal zu sehen. Was sollen also diese wenigen Blätter? Einzelne flüchtige Blicke auf den merkwürdigsten Ort der Erde, hingeworfene Züge des ersten Eindrucks, den hohe Schönheit, Majestät und Alterthum auf den Geist eines Wanderers, wie ich bin, machen konnten. Ihr müßt damit vorlieb nehmen, und ich kann diesen Brief nicht besser schliessen, noch alles, was ich hinzusetzen möchte, besser zusammen fassen, als durch eine Stelle aus unserm Horaz, an die unser Vater St — mich neulich erinnerte:

Alme Sol, curru nitido diem qui
 Celas et promis, aliusque et idem
 Nasceris, nihil tamen possis urbe Roma
 Visere majus.

Milde Sonne, die du auf glänzendem Wagen
 den Tag nimmst und giebst, immer neu
 und immer dieselbe erscheinst, du selbst
 könntest nichts größeres sehen, als die Stadt
Rom.

hervorstechende Dinge, die hier sind, auch nur ein
 mal zu sehen. Was sollen also diese wenigen
 Blätter? Tausende blühende Blätter auf den noch
 wüsten Orten der Erde, die verlorenen Züge
 des ersten Himmels, den hohen Schreibern, Mo-
 ses und Alerandros, die verlorenen Züge
 wie ich bin, suchen konnten. Ihr müßt damit
 verfahren, und ich kann diesen Brief nicht
 besser schreiben, noch alles, was ich hinsetzen
 möchte, besser zusammenfassen, als durch eine
 Stelle aus dem Homer, an die jeder Vater St-

nicht leicht (kennt):
 Αἰὼν ὅλ', εὐρα νῆδα δὴν γῆ
 Κόλας ἔχοντα, κίχνας ἔχοντα
 Πάριον, τίθι, τὰν κούρην ὕβριον
 Vileo majus

Siebenter Brief.

Neapel, den 9ten Februar
1792.

So weit wären wir endlich gekommen auf unserer Kreutfahrt durch dieses Land, welches eine so ganz eigene Welt für sich ist, und wieder tausend verschiedene Welten in sich begreift. Fast mit jedem Schritte verwandeln sich Mensch und Natur. Hier scheinen beyde mit einander zu wetteifern, um die höchste Fülle des Lebens auszudrücken. Es ist ganz unmöglich, in den ersten Tagen alles zu unterscheiden, zu sich selbst zu kommen. — Jetzt vor allen Dingen etwas über unsere Reise von Rom hierher. Sie ist die Krone unserer bisherigen Wanderschaft!

Es hat mir in der Seele wehe gethan, Rom nach einem so kurzen Aufenthalte schon wieder verlassen zu müssen. Ihr wißt, wie gram ich sonst den großen Städten bin: ich hasse das unaufhörliche Gewirre, das Rennen und Jagen, den Taumel, worin ein Jeder sich so sichtbar zu erhalten sucht, um sich nur selbst zu entgehen, jeden Augenblick zu vertreiben, und keinen zu seinem Eigenthum zu machen. Mir kann dann so weh werden um den Menschen, um das unselige Geschöpf, welches unablässig nach einem bessern, lebendigen Etwas ringt und schnappt, Alles dafür ansieht, es beschaut, versucht und zuletzt trostlos von sich wirft, um es, wie einen Ball, dem Andern in die Hände zu spielen. Oft fällt mir der Affe ein, welcher jeden Stein, den man ihm zuwirft, beriecht, betastet und zu zerbrechen sucht, um einen Kern zu finden; und wenn er sich betrogen sieht, ihn grinzend vor Zorn den Zuschauern nach dem Kopfe schleudert. Das finden wir dann zum

Todtlachen, und bedenken nicht, daß des armen Affen Thorheit der unsrigen bey weitem nicht nahe kommt. Er gehört der Erde, und fordert nur das von ihr, was sie hat; uns schmiedet ein eigener Fluch an sie, wir suchen auf ihr, was sie uns nicht geben kann, nennen sie dann ein Jammerthal, und sind noch glücklich genug, wenn wir Fingerzeige nach einer bessern Heimath auf ihr wahrzunehmen und die drückenden Bande etwas zu lüften im Stande sind. — Doch wohin bin ich gerathen? Meine Vorliebe zu Rom wollte ich bey Euch rechtfertigen; denn ich kann nicht läugnen, daß diese alte Hauptstadt der Welt mich mit tausend unwiderstehlichen Reizen gefesselt hat. Die Denkmale, welche Rom von dritthalb Jahrtausenden her aus jedem Zeitalter aufzuweisen hat, erhalten auch ohne Rücksicht auf Kunst, als körperliche, sinnliche Geschichte, den Geist in unaufhörlicher Beschäftigung, und erinnern ihn fast bey jedem Fußtritt an irgend eine merkwürdige Begeben-

heit. Die Menge der erhabensten Werke, die des Menschen Geist je erfann, seine Hand je verfertigte; der beständige Zusammenfluß von den besten Künstlern aller Art; unter den Einwohnern selbst jene reizende, edle Formen, welche Raphael begeisterten, und ihm noch heute sitzen könnten; dabey ein Geist, welcher selbst der Verderbtheit des Zeitalters nicht ganz erliegt, und sich auch in dem zerlumpten Bettlergewande auf mancherley Weise hervorthut: das Alles vereinigt sich, um mit jedem Tage jedem unserer Sinne neues Entzücken abzugewinnen, und den fliehenden Fuß des Wanderers hier zu fesseln. Diesen und ähnlichen Betrachtungen hing ich nach, als wir durch die Gassen zu der Stadt hinausfuhren. Ich sah bald an der Antoninischen Säule, dann an dem hohen Colisseo und zuletzt an dem Lateranischen Obelisk noch einmal hinauf, hätte gerne rechtsum gemacht, wenn es allein von mir abgehangen hätte; so aber waren wir bald aus dem

Thor und in freiem Felde. Ruinen von alten Grabmälern und eine lange Wasserleitung war Alles, was die wüste Campagna unsern Blicken darbot; — ein großer Kirchhof, dessen Ansicht auf jeden nicht ganz leichtfertigen Menschen einen gewaltigen Eindruck machen muß, und mich in tiefe Schwermuth versenkte. Was das hier vor 1800 Jahren für ein Getümmel gewesen seyn mag; wie voll von Leben und rastloser Thätigkeit! Wo war je ein solcher Schauplatz von Tugenden und Lastern, Ehre und Schande, Herrschsucht und Knechtschaft? Wo zeigte sich die Menschheit lichter und schöner? und wo sank sie tiefer zur bloßen Thierheit hinab? Die ganze Geschichte des ungeheuern Colosses erwachte in meinem Gedächtnisse. — Eine kräftige Kindheit, eine glänzende Jugend, ein scheußliches Alter und ein langwieriges eckelhaftes Sterben. — Was bleibt jetzt übrig von allem diesem Leben und Streben, von den Millionen, die sich hier schlachteten, um ein elendes

thierisches Daseyn gegen einander zu behaupten? Trümmer und Steinhaufen, einer an dem andern — lauter Gräber, Bilder des starren Todes in unabsehblicher Ferne. Was ist der Mensch? was war er, was wird er seyn? Wie unzählige Male ist das nicht gefragt worden; aber trüber und dumpfer, als noch je, ertönte diese Frage jetzt in dem Innersten meiner Seele, und erschütterte mich durch und durch.

Gegenstände ganz anderer Art erweckten mich indessen bald aus meinem Trübsinn. Es war ein schöner heller Februartag. Fast schien die Sonne zu warm durch die milde Frühlingsluft. Die Ebene prangte mit Crocus und Veilchen, den ersten Boten des kommenden Lenzes. Mir war, als säh' und hörte ich alles keimen und sprossen, und die Luft, die ich einathmete, schien mir reines Leben. Hie und da zwitscherte ein Vogel. Die Leute ruheten von der Arbeit, weil es ein Festtag war, und wirklich schien es

ein Festtag zu seyn im Himmel und auf der Erde; eine frohe herrliche Feyer, die sich nicht beschreiben läßt. Wir Alle wurden bald mehr als gewöhnlich heiter, und auch ich sah nicht mehr so finster an den alten Grabmälern hinauf. — Wer vermöchte ihm auch zu widerstehen, diesem allgewaltigen Zauber der Natur? Sie berührt den Menschen mit der Spitze eines Fingers, wie meines Michel Angelo's Herrgott den auflebenden Adam, und wandelt den dürresten Trübsinn bald in stille fließende Wehmuth, bald in trunkenen Freudentaumel, wie es ihr gefällt. Immer dieselbige nach Jahrtausenden, und immer neu mit jedem werdenden Tage; voll tausendfacher Reize in ihrer höchsten Einfachheit, und doch nur Eine in ihrer größten Mannigfaltigkeit. Sie ist in dem duftenden Veilchen, wie in dem rauschenden Ocean; in dem jungfräulichen Grün der Maibuche, wenn Thau und Regen von ihr triefen, wie in ihrem bunten Herbstgewande an der alternden Felsen-

wand; in dem werdenden Schimmer des Morgens, wie in dem scheidenden Abendroth. Wer ihr vertraut, dem reicht sie ihre Hand willig, öffnet ihm Auge, Ohr und Herz, und er vernimmt unzählige Dinge, die Andern Thorheit sind. — Lafst mir diesen Stolz: so oft ich in dieses Heiligthum hineinschauen darf, fühle ich mein ganzes Daseyn belebt mit neuer Kraft, und leicht wie mit Adlersflug erhebt sich mein Geist aus der Tiefe des Oceans bis auf die Spitzen der schneebedeckten Alpen — Es ist meine höchste Weisheit. Der Mensch, dem nie ein Strahl dieses Lichts erschien, nie diese gewaltige Harmonie ertönte; der nie seine Schwachheit über seiner Kraft, seine Niedrigkeit über seiner Herrlichkeit, seine Thorheit über seiner Göttlichkeit vergafs: der mufs sehr stumpf von Sinn und Herz seyn. Der Theil der Menschen, der am meisten mit der Natur lebte, war von jeher der beste, und ist es noch. Ueber Völker, welche Handel und Gewerbe

immer in Mauern zusammendrängt, zieht sich nach und nach eine Schwiele, unter welcher das Herz selbst erstarret.

Noch veränderte die Gegend sich wenig, und auch mir drang sich natürlich die Frage auf, warum doch diese weite Ebene, welche Rom von allen Seiten umgiebt, so wenig bewohnt und angebaut und nur durch ihre Trümmer herrlich sey? eine Frage, welche schon unzähligmal aufgeworfen und eben so oft mit einem verächtlichen Seitenblick auf die päpstliche Regierung beantwortet worden ist. Der gute, selige Büsching meinte, die Bewohner des Kirchenstaats wären so gedrückt, arm und träge, daß sie nothwendig Hungers sterben müßten, wenn der liebe Gott nicht einen Ueberfluß an Datteln und anderen Früchten in ihrem Lande bey nahe von selbst wachsen liesse. Es ist bekannt, daß Datteln, selbst an der äußersten Spitze von Calabrien, und um das heiße Catania nur selten

genießbar werden, und die Dattel-Palmen, die man in dem untersten Italien und Sicilien, ja selbst in Rom sieht, sind bloß eine Zierde der Gärten. Dieses Beyspiel eines so verdienstvollen und fleissigen Mannes, als Büfching war, und eines so groben Irrthums, macht es auffallend, wie sehr es bey uns Sitte geworden ist, mit den Beschuldigungen, die man dem Päbstlichen Stuhl und seinem Drucke macht, es so genau nicht zu nehmen, und wie man die Augen öffnen muß, um sich durch das fast einstimmige Vorurtheil nicht blenden zu lassen. So vielfach die Hindernisse seyn mögen, die der Staat hier dem Fleiß und der Betriebsamkeit seiner Bürger in den Weg legt, so kann ich mir doch die Verfassung nicht denken, welche die Gefilde um eine Stadt von 180,000 Einwohnern notwendig zu einer Wüste machen müßte, und wobey diese Stadt und dieser Staat doch noch bestehen könnte. Auch erfordert es nur ein gesundes Auge, um zu sehen, daß nur die

Gegend um Rom, die groſſe Ebene zwischen den Gebirgen und der Seeküſte, ſo ganz wüſte iſt. Die mittlern und nördlichen Provinzen des päbſtlichen Staats ſind zum Erſtaunen bewohnt und angebaut; ja ſie ſtreiten an Reichthum und Anmuth mit den üppigſten Gegenden Italiens um den Vorzug. Die Urfachen der Entvölkerung und Unwirthbarkeit der Gegend um Rom ſcheint mir theils in den Schickſalen dieſes Landes, und vorzüglich in der Natur des Bodens und der Luft zu liegen. Unter den Worten, welche Livius der Legion, die ſich unter dem Conſulat des C. Marcius Rutilus und Q. Servilius (A. V. 413.) wider den Staat empörte, in den Mund legt, iſt ein Fluch „über die verpeſteten und dörren Gefilde von Rom,“ welche dort mit dem paradifſchen Campanien verglichen werden. Dergleichen Stellen finden ſich bey den Alten mehrere, und nirgend wird die Fruchtbarkeit des Römifchen Bodens gerühmt. In den alten Römern ſelbſt

sehen wir lauter Menschen, die in dem Schweifs ihres Angesichts den Acker bauen mußten, und so zu Männern aufwuchsen, dergleichen kein Campanien erzeugt. In den spätern Zeiten der Republik und unter den Kayfern brachte kein vornehmer Römer die schöne Jahreszeit in der Römischen Ebene zu; sondern alle hatten ihre Landhäuser in oder an dem Gebirge zu Tusculum, Alba, Tibur, bis nach Formia und Neapel. Unfruchtbar und ungesund waren also diese Gegenden von jeher.

Das Uebel der bösen Luft scheint, wie in ganz Italien, so auch hier, in neueren Zeiten zugenommen zu haben; und jetzt ist es so weit damit gekommen, daß man in dem größten Theil der Römischen Ebene, von der Küste bis an das Gebirge, und in den Tibergegenden der Stadt selbst, während der Herbstmonate nur mit Lebensgefahr schlafen darf. Dieses halte ich für die Hauptursache der Entvölkerung der Campagna,

und glaube doch, daß der Boden noch weit schlechter als selbst die Luft seyn muß, um das Daseyn einer solchen Wüste bei einer so großen Stadt ganz zu erklären.

Endlich hatten wir doch das Ende dieses traurigen Schauplatzes erreicht, und die mit Gärten und Landhäusern besäeten Berge von Frascati verbargen sich hinter den nahen Hügeln von Castel-Gandolfo und Albano. Jenes ist ein Sommerpallast des Pabstes mit einem Flecken, der die ganze Campagna und den schönen Albanischen See überfieht; dieses ein kleines artiges Städtchen, wo viele vornehme Römer die schöne Jahreszeit zubringen. Von Albano nach Castel-Gandolfo führt ein Weg unter hohen Bäumen heinahe auf ebenem Boden. Man hat die ganze weite Campagna stets zu seinen Füßen; nordwestlich entdeckt man noch immer die hohe Sankt Peters-Kuppel und ganz Rom, wie unter ihrem Schatten. Hinter Rom zeigt sich die mahlerische Spitze des

Soracte, welche jetzt mit Schnee bedeckt war, gerade so, wie Horaz sie in einem Wintergedicht beschreibt:

Siehst du den Soracte, wie er
da steht, weiß von hohem Schnee? *)

Nördlich zog sich die lange, schöne Kette der Appenninen von Toscana bis nach Abbruzzo, auch ganz bedeckt mit Schnee. Je mehr diese weite Aussicht mich ergötzt hatte, desto erstaunter stand ich gleich hinter Castel-Gandolfo an dem Rande eines großen und tiefen, rund verschlossenen Beckens, dessen Boden der schöne Albanische See einnahm. Mancherley Buschwerk bedeckt den Rand des Beckens, bis an die Ufer des Sees, und hängt über der Fläche des Wassers. Hinter uns verdeckten kleine Höhen die Römische Ebene und das ferne Gebirge; vor uns lagen

*) *Vides ut alta stet nive candidum Soracte?*
Horat. Carm. Lib. I. Ode IX.

die reizenden Höhen von Genzano, bekleidet mit schönen Castanienwäldern, Landhäusern, Flecken und Dörfern. So wie man an den See hinabsteigt, verliert sich auch diese Aussicht; man sieht nur ihn und seine, sich auf allen Seiten gleichförmig erhebenden, Ufer, hört nur das Rauschen der Bäume und das Plätschern der Zweige, die der Wind in das Wasser taucht. — Eine ganz eigene Welt, deren Ruhe und Einsamkeit einen unbeschreiblichen Eindruck macht. Unten erstaunt man noch über das prächtige Werk, welches der große Camillus während der Belagerung von Veji vollbrachte: einen langen, unter dem Berge gegrabenen Canal, wodurch der See seinen Abfluß in das Meer hat. Der Eingang ist mit großen Quadersteinen bekleidet, und gleicht einer tiefen Höhle, die sich in unabsehbliches Dunkel verliert, und in welche das Wasser wie ein Bach sich ergießt. Unser Führer hatte kleine Wachskerzen mitgenommen, welche auf Bretchen gepflanzt, angesteckt und auf das Wasser ge-

setzt wurden. Dieses nimmt sie mit sich fort, und man kann den Schein der Lichter eine große Strecke verfolgen.

Was ich hier vom Albaner-See erzähle, ist eine Einschaltung; ich sah ihn eigentlich ein anderesmal. Von der großen Heerstrasse liegt er abwärts. Wir fuhren heute gerade durch Albano, und so wie man aus dem andern Thore kommt, eröffnet sich die Gegend, deren ich vorhin erwähnt habe. Man kann keinen größern Abstieg erdenken, als sich zwischen der öden, nur mit Trümmern vergangener Herrlichkeit prangenden Campagna und dem blühenden Jugendglanze befindet, der diese Hügel und Thäler bekleidet. Viele artige Landhäuser blicken zwischen hohen Cypressen und dem weiten Schatten der Pinien und immer grünen Eichen hervor. In den Gründen sind schöne Alleen von Eichen und Nussbäumen, die uns in unsere liebe Schweiz und Savoyen versetzen. Mit allem dem wechselt eine

solche Menge von niedlichen Oertern, als ob alle Bewohner der Campagna sich hierher geflüchtet hätten. Die meisten dieser Oerter sind aus den ersten Zeiten der Römischen Geschichte bekannt, und daher ruht auf dieser ganzen Gegend, die ich den Spielplatz der Römer nennen möchte, ein Duft von Alterthum und Dichtung, welcher sie für den Reisenden noch anziehender macht, und seine Einbildungskraft unaufhörlich beschäftigt. So liegt zwischen schönen Ulmen das jetzt geringe Städtchen La Riccia (ehemals Aricia,) dessen Ursprung bis zu den Siculern, den ältesten Bewohnern Italiens, hinauf reicht. Die einzige Merkwürdigkeit in dem Ort ist eine kleine von Bernini erbaute Rotonda, worin er ganz der Proportion des Pantheons gefolgt seyn soll.

Hinter dem Flecken Genzano erweiterte unsere Aussicht sich wieder. Rechts glühte das Meer von den Strahlen der sinkenden Sonne; links zog sich die Kette des Gebirges in unabseh-

licher Ferne. Es war noch Tag, als wir die Stadt Velletri, den Ort unserer Nachtruhe, erreichten. Ihr wißt, daß dieses alte Velitrae ehemals eine Hauptstadt der Volker war, und auch wir gedachten dieser alten Erbfeinde des Römischen Namens, die ihre Freyheit so lange und so tapfer gegen die unbändigen Dränger aller Völker behaupteten, in Ehren. Der Ort liegt auf dem Abhange des Gebirges, über den Pontinischen Sümpfen, in einer ungemein fruchtbaren und lachenden Gegend; die Berge sind zum Theil mit schöner Waldung bedeckt, und dahinter zeigen die Appenninen ihre weissen Häupter. Auf der andern Seite sieht man über die Sümpfe hinaus bis auf das weite Meer, aus dem in grauer Ferne einige Inseln emporsteigen. Die Stadt selbst ist nicht übel gebauet, enthält verschiedene Paläste Römischer Großen und etwa 14,000 Seelen. Da es ein Festtag war, hatten wir Gelegenheit, das Volk zu beobachten, welches wir ausgezeichnet schön fanden. Insonderheit waren die Wei-

ber sehr wohlgestalt, hatten schöne schwarze Augen und einen edlen Anstand. Merkwürdig ist ein Museum des Cardinal Borgia, welches wir aus Zeitmangel nur durchlaufen konnten, und auf dem Markte eine Bildsäule Pabsts Urban VIII. (Barberini) in Erz.

Nach einem so schönen Tag wollten wir auch den Abend nicht ungenossen lassen, und machten uns hinaus. Der Mond schien freundlich auf uns herab, und erleuchtete schwach, hier das ferne Gebirge, und dort die unabsehbliche Ebene, über die der Abendduft einen leichten Flor breitete. Sirius funkelte durch die heitere Luft mit ungewöhnlichem Glanze, und unter ihm bemerkte ich froh eine Menge Sterne, die in unsern Gegenden nie aufgehen. Wir alle freuten uns des sinkenden Pols und der uns immer näher kommenden südlichen Welt. In den Sümpfen tanzte ein Irrlicht, welches uns lange beschäftigte. — Auf der ganzen Natur lag eine feierliche Ruhe, ein sanfter Schlaf,

der zu dem festlichen Leben und Wachen des Tages herrlich stimmte. Wir gingen ungern nach Hause.

Freitags den 3ten Morgens war die Sonne schon hell und rein über den Bergen aufgegangen, als wir aus Velletri und an dem fruchtbaren Abhange der Hügel auf der Appischen Strasse hinabfuhren. Wir erwarteten von unserer heutigen Tagreise durch die Pontinischen Sümpfe wenig Gutes; fanden aber über unsere Erwartung viele Dinge, die uns beschäftigten und erfreuten. Acht Miglien von Velletri liegt der Flecken Cisterna, welcher mit seinem stattlichen Schlosse einem Prinzen von Caserta gehört. Ehemals lagen hier die Tres tabernae, wohin die Römischen Jünger dem heiligen Paulus entgegen kamen, und nahe dabey das Forum Appii. Die Luft wird hier in den Sommermonaten schon sehr schädlich; jetzt erfüllte der Lebenshauch des jungen Frühlings sie so ganz, daß wir weder an böse Luft noch an

Sümpfe denken konnten. In einigen schattigen Haynen hoher Wintereichen, die um Cisterna liegen, sangen Vögel ihr Morgenlied. Rechts und links stehen hohe Wälder, zwischen denen große Wiesen sich gleich einem sanftgrünen Teppich ausbreiten, und durch zahlreiche Heerden weidender Büffel belebt wurden. Hinter uns zeigten sich noch immer die reizenden Hügel von Velletri. Ganz besonders ist mir in dieser Gegend die unglaubliche Menge Epheu aufgefallen; ich sah ihn an vielen Bäumen bis in die Spitze hinaufsteigen, und sich dann in mahlerischen Kränzen über ihre Kronen ergießen, besonders bekleidete er zauberisch - schön die Trümmer alter Grabmäler, die man häufig zu beyden Seiten des Weges sieht.

Eine Brücke oder vielmehr ein gemauerter Damm von unabsehlicher Länge zeichnet den Eintritt in die Pontinischen Sümpfe aus, und jetzt hatten wir also das Werk vor Augen, def-

sen blofse Unternehmung das Andenken des jetzigen Pabstes schon mit Segen und Ehre krönen müßte, wenn es auch minder weit gediehen wäre, als der Augenschein beweist. — Die von dem ältern Plinius angeführte Stelle Mutians, nach welcher diese Moräfte in den ältesten Zeiten die fruchtbarsten Gefilde gewesen seyn, und 23 Städte enthalten haben sollen, wird von vielen für mißverstanden gehalten, und ich muß gestehen, daß ich die Zweifel dieser Vielen von ganzem Herzen theile. In den frühern Zeiten der Römischen Republik waren hier gewiß schon Sümpfe, und erhielten ihren Namen von der Volkischen Stadt Sueffa Pometia, die der jüngere Tarquin eroberte, und das Römische Volk hernach zu einer Colonie machte. Appius Claudius Coecus liefs unter seinem Consulat zuerst den großen Damm aufwerfen, welcher der nach ihm benannten Landstrasse zum Grunde lag. Der Consul Cornelius Cethegus unternahm schon im Jahr Roms 591 die Austrocknung der Pontini-

fchen Sümpfe, und brachte sie zu Stande. August ließ den großen Graben längs der Appischen Strafe von dem Forum Appii bis zu dem Tempel der Feronia ziehen, so daß man nach Belieben zu Wasser oder zu Lande fahren konnte. Er, Trajan und Theodorich der Große ließen auch die Appische Strafe bessern, und die Sümpfe austrocknen; sie wurden aber mit der Zeit immer wieder vernachlässigt und die Graben zugeschlemmt. In dem mittlern Zeitalter ging der ganze Weg und Canal zu Grunde, und die Sümpfe verbreiteten ihre tödtliche Luft zuletzt so weit, daß man schon in Rom ihre Wirkung zu spüren anfang. Viele Päbste äusserten den Willen, dem Uebel zu steuern; einige versuchten es sogar; allein Allen gebrach es an dem Eifer und Muth, ohne die ein solches Werk nicht gedeihen kann. Der thätige Pius VI faßte endlich einen solchen ernstlichen Entschluß, und hat ihn während seiner langen Regierung mit unsäglichem Kostenaufwand und unerschütter-

licher Standhaftigkeit durchgesetzt, so daß seine Nachfolger das Werk jetzt nicht wohl mehr mit Ehren liegen lassen können. Die ganze Appische Strasse ist neu aufgedammt, und der große von August gezogene Canal wieder breit und tief gemacht worden. Große Brücken sind gebaut und überall durch die Sümpfe Graben gezogen worden, um die Bergströme, die sich von dem Gebirge herabstürzen und in der Ebene stocken, dem Meere zuzuführen. Zu beyden Seiten des Weges sieht man große Strecken des schönsten Saatesfeldes, wo ehemals nur Schilf und Rohr stand; und man hat auch angefangen, überall Bäume anzupflanzen, um den Boden zu befestigen. Die Heerstrasse läuft 20 Miglien, $6\frac{2}{3}$ Stunden, Weges in gerader Linie fort, ist zu beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt und überhaupt eine der prächtigsten und bequemsten, die ich je gesehen habe. Ich weiß wohl, wie verschieden von Römern und Fremden über dieses große Werk geurtheilt wird, und bin weder un-

terrichtet noch Kenner genug, um nicht alle
 diese Urtheile an ihrem Ort gestellt seyn zu lassen.
 Es mag seyn, dafs die Abwässerung und man-
 ches andere hätte zweckmäfsiger bewirkt wer-
 den können; aber mich verdriest der hämische
 Neid und die Tadelsucht der meisten Römischen
 grossen und kleinen Müßiggänger, die in diesem
 ganzen Werke nur den verhassten Papa Braschi
 di Cesena sehen, den Mann, der im Staube ge-
 boren ward, und, was sein ärgster Fehler ist,
 so wenig Gefälligkeit hat, nach einem 18 jähri-
 gen Besitz den päpstlichen Stuhl noch nicht zu
 räumen. Dafs doch die meisten Menschen das
 Böse so viel schneller und auch so viel lieber be-
 merken, als das Gute! Ich sah hier schwarzes
 Moor verwandelt in junge Fluren, sah Menschen
 wohnen, wo sich vor wenig Jahren viele Mo-
 nate hindurch Niemand zum schlafen hinlegen
 durfte, sah Städte, deren Bevölkerung sich ver-
 doppelt hatte, sah überall steigende Fruchtbar-
 keit, Gesundheit und Leben, und ich segnete den

den Mann, durch den dieses Alles geworden war. — Diese Gegend ist nicht die einzige, die den Segen einer wohlthätigen Regierung fühlt. Der Anbau der ganzen Campagna und der Stadt Rom selbst nimmt von einem Jahre zum andern zu. Handel und Wandel kommen in Aufnahme, und die Städte an dem Adriatischen Meer, wo der Verkehr am größten ist, Ancona und Sinigaglia, schienen mir seit kurzem fast zur Hälfte neu gebauet zu seyn. Ueberall sind neue Landstraßen angelegt worden, und die alten werden verbessert. Selbst der Nepotismus, welcher auch dem gegenwärtigen Pabst nicht ohne Grund vorgeworfen wird, und immer ein großes Unglück für einen Staat ist, wird doch von ihm lange nicht so weit getrieben, als von den Meisten seiner Vorgänger, und das Vermögen des Prinzen Braschi soll nicht an den fünften Theil desjenigen reichen, welches Pabst Paul V (Borghese) in einer ungleich kürzeren Regierung für seine Familie gesammelt hat. — Gut! Alles

Gut! höre ich einen Römer sagen; aber Papa Braschi di Cesena — und achtzehn Jahre!!

Neben dem Wirken und Schaffen um uns her beschäftigte uns auch die Menge der grossen und kleinen Vögel, die in den Moräften reiche Nahrung finden, und den Genuß des Frühlings mit uns zu theilen schienen. Auch unser lieber Kleiner, der an Allem, was sich rührt, den lebhaftesten Antheil nimmt, brach in laute Lobeserhebungen der Pontinischen Sümpfe aus, und da er, als ein ächter Patriot, nicht leicht etwas Wälfches unbedingt lobt, so gab uns diese Auszeichnung der Moräfte nicht wenig zu lachen.

Unterdessen drückte uns selbst in dieser Jahreszeit die Luft so sehr, daß wir uns eine Zeitlang gar nicht des Schlafens erwehren konnten, und gegen Mittag ward es wirklich heiss. Mit angebaueten Feldern wechselte das traurige Moor ab, welches bey allem menschlichen Bestreben noch immer einen grossen Theil dieser

öden Fläche einnehmen wird; — aber wir
 brauchten nur aufzublicken, um das ganze Leben
 und Wesen der Alten fast bis zur Sinnlichkeit
 lebendig in unser Andenken zurück zu rufen. Hin-
 ter uns waren die lieblichen Hügel von Velletri
 noch nicht ganz verschwunden. Links zog sich
 die Kette des Gebirgs gegen das Meer, an dessen
 Abhänge wir außer andern Orten auch noch das
 alte Cora und Setia, jetzt Sezza, sahen. Vor uns
 schien ein hohes, mahlerisches Vorgebirge, das
 von den übrigen Höhen ganz abgefondert, mit-
 ten in der Ebene liegt, gleich einer Insel sich
 immer mehr zu erheben. Monte Felice oder
 Monte Circello ist sein heutiger Name; Mons
 Circejus nannten es die Alten; Homer hielt es
 für eine Insel, welche es zu seiner Zeit auch viel-
 leicht wohl seyn mochte, und nennt es Ajaia.*)

*) 'Αἰαίην δ' ἐς νῆσον ἀφικόμεθ' ἐνθα δ' ἐναίε

Κίρκη εὐπλόκαμος, δεινὴ θεὸς ἀυδήεσσα

Odyss. κ. 135.

Hier sahen wir also zum erstenmal Homeri-
sches Land, jene Insel, die er zu einer ewigen
Wohnung der Morgenröthe macht, den Sitz

*Und wir kamen zur Insel Ajaia, diese bewohnte
Kirkä, die schöngelockte, die hehre melodische
Göttin.*

Voss's Uebersf. 10 Ges. V. 135.

Ἄντ' αὖ ἐπεὶ ποταμοῖο λίπεν ῥόον Ὠκεανοῖο
Νηῦς, ἀπὸ δ' ἴκετο κύμα θαλάσσης εὐρυπόροιο.
Νῆσον ἐς Αἰαίην, ἐθι τ' Ἡοῦς ἡριγενείης
Ὀικίᾳ καὶ χοροὶ ἐῖσι, καὶ ἀντολαὶ Ἥελίοιο.

Odyss. μ. 1.

*Als wir jetzo die Fluth des Oceanstromes durch-
seegelt,*

*Fuhren wir über die Woge des weithinwogen-
den Meeres*

*Zur aiaïischen Insel, allwo der dämmernden
Frühe*

*Wohnung und Tänze find, und Hälïos leuch-
tender Aufgang.*

Voss's Uebersf. 12 Ges. V. 1.

der schönen Zauberin, die den irrenden Odyf-
 feus so lange zu fesseln wußte, das Utopien, wor-
 über die tapfern Ithaker ihr Vaterland bey nahe
 vergessen hätten. Noch trägt es in seinem Na-
 men den zauberischen Duft, den der große
 blinde Dichter darüber verbreitet hat, und sogar
 wußten die Bewohner der umliegenden Gegend
 uns von der Maga Circe zu erzählen. — So
 lebten wir hier, wo die Natur um uns todt
 schien, mit der Vorwelt! — Nur ein Schiffer
 ruderte auf dem Canal einsam an uns vorbey,
 und erinnerte mich lebhaft an unsern Horaz,
 der vor ungefähr 1800 Jahren auf eben diesem
 Canal fuhr. Noch strömt das Wasser dahin,
 und trägt den schwankenden Kahn; noch singen
 zahllose Heere von Fröschen den müden Wanderer
 hier in den Schlaf; noch muß er mit den be-
 schwerlichen Mücken kämpfen, und noch er-
 schallen die Schäferlieder einsamer Schiffer; aber
 wo ist der Dichter, der das bleibende Bild so
 treu und wahr entwarf? wo die Schaar der

Reisenden hin und her? wo das Rufen der Dreihundert, die keinen Raum in dem Schiffe hatten? Alles dahin? und ist von dem Allen denn nichts übrig, als das flüchtige Gemälde einer schönen Phantasia?

Ein schönes Bild hat auch Virgil von dieser ganzen Gegend entworfen.

Quis Jupiter Anxurus arvis
Praesidet, et viridi gaudens Feronia luco:
Qua Saturae jacet atra palus, gelidusque per imas
Quaerit iter valles atque in mare conditur Ufens.

Virg: Aeneid. Libr. VII. v. 799.
— Die Gefilde, die der Anxurische Jupiter
beherrscht,

Und Feronia, die Göttin, die sich eines
grünenden Hains erfreut;

Wo der Satura schwarzer Sumpf liegt, und
kalt durch die tiefsten Thäler der Ufens
Seinen Weg sucht und sich in das Meer
verbirgt.

Wirklich fahren wir jetzt an dem mit schönen Pappeln besetzten Ufer des Oufente (Ufens) hinab, und zur Linken sprudelte auch die Quelle reich hervor. Dabey stand noch einiges altes Gemäuer, vielleicht von dem ehemaligen Tempel der Feronia; den schattigen Hayn aber, welchen Virgil hier hinfetzt, fanden wir zu unserm Leidwesen nicht mehr.

So vollendeten wir unsere Reise durch die Pontinischen Sümpfe, und waren gegen 3 Uhr Nachmittags zu Terracina, dem alten Volscischen Anxur,

Anxur, welches auf weitherscheinende Felsen erbaut ist. *)

Wirklich liegt die Stadt auf einer Höhe, und wird daher in einer grossen Entfernung gesehen.

*) *Impositum Saxis longe candentibus Anxur.*
Horat. Serm. L. 1. Sat. V.

Hätte die Natur auf einen Abstich gefonnen, so würde sie ihn nicht auffallender haben liefern können, als sich zwischen der Wüsteney, die wir eben verlassen hatten, und der herrlichen Gegend von Terracina findet. So bald man die 20 Miglien lange Strasse durch die Sümpfe zurückgelegt hat, lenkt man um, und die ganze große Ebene ist mit einem Male verschwunden. Die Stadt liegt, wie gesagt, auf einem Berge, dessen Abhang sich bis an den Strand hinabsenkt, und aus lauter Gärten besteht. Diese waren ganz voll grosser Oranien- und Citronen-Bäume, deren Zweige schwer beladen mit der goldenen Frucht zur Erde hinabhängen. Die Mandelbäume standen jetzt auch in der höchsten Pracht ihrer Blüthe. Hier und da erhob eine schöne Dattelpalme ihr Haupt hoch über die niedern Obstbäume, und Indianische Feigen, (eine Art Cactus) die hier wild wachsen, bekleideten in grosser Menge die Blöße des Felsens. Unten war das Meer ganz stille, und wie lebendig

von einer Menge großer und kleiner Fahrzeuge.
 Auf der Rhede lagen verschiedene Schiffe vor
 Anker. Zur Rechten stand das Vorgebirge der
 Circe, gegen uns über drei schöne bergige Inseln
 Palmirola, Ponza und Sannone, weiterhin
 Ventotiene, der Verbannungsort der Julia, der
 Tochter Augusts, und zur Linken stiegen in
 grauer Ferne Ischia und die zwey Spitzen des Ve-
 suvs, wie kleine Wolken, aus der flachen See
 empor. An dem Strande hebt sich eine Reihe
 schroffer Felsen, deren einer hoch und unersteig-
 lich über die andern hervorragt, und ins Meer
 zu stürzen droht. Neben der Stadt liegt ein
 Minoritenkloster, und unweit davon, hoch auf
 dem Berge, eine große, aus einer Menge von
 Bogen bestehende Ruine. An die Felsen kettet
 sich die lange malerische Reihe der Appenninen.
 Das ganze war so hehr und doch so lieblich,
 wie sich nicht beschreiben läßt! — Mir ward
 ganz wunderbar zu Sinne. Der herrliche Kranz
 von Früchten und Blüthen um die Stadt, die

Menge der südlichen Gewächse, die mir hier zum erstenmale in freyer Luft vorkamen, dann das weite Meer, die Inseln, die malerischen Felsen, und auch noch die Ruine hoch auf dem Berge, das alles war ganz dazu gemacht, die Phantasie in Bewegung zu setzen, und stellte mir hundert Träume, mit denen ich meine Kindheit gewiegt hatte, lebendig dar.

Nichts kann mich so innig froh machen, als wenn ich in der Natur eine Gegend finde, die mit meinen kindischen Idealen eine ferne Aehnlichkeit hat. Ach, sie waren so selig die Stunden, wo ich mich in einem wüsten Erker des Hauses oder in einem einsamen Winkel des Gartens verbarg, um nur ganz in meiner Zaubervwelt leben zu können! Wie alle Vorstellungen da so ausgemalt, so lebendig wurden! Berge, Wälder, Ströme, Meere, Alles lag leibhaftig von mir da, und so groß und schön Alles; die Menschen selbst wie gut, wie makellos waren

sie nicht! Diese Allgewalt der Phantasie, welcher nichts unerreichbar ist, diese Huld, diese Reinheit, diese Zuversicht, wohin sind sie entflohen? Vergraben in dem Gewühl der Wirklichkeit, in der Erinnerung so manches frühen Kampfes, in dem unseligen Wissen dessen, was gut und böse ist. Ich kann es nicht satt werden, diese Erinnerungen an die Jahre meiner Kindheit zurückzurufen. Immer werden sie mir heilig bleiben, als die Morgenröthe meines Lebens! Wohl ist ihrer das Himmelreich! — Doch wohin bin ich gerathen? Schadet nichts! auch dieses war einer meiner schönsten Tage. Der Himmel war so heiter, die Luft so milde, Alles so lauter Frühling. Wir sahen Erbsen in voller Blüthe, und in den Hecken Hollunder mit jungen Laub und Blumen; und es war der 3te Februar! — O, des unbeschreiblichen Segens, der auf diesen Gefilden ruht, und in jeder Zeit des Jahrs die reife Frucht neben der Blume und das frische Grün der kleinern Staude neben

dem durrenden Eichenblatt hervorzubringen weifs! Wie grofs ist nicht die Versuchung, die hier so rastlose Natur in unsern rauhern Himmelsstrichen der Trägheit zu beschuldigen, und bey dem Anblick unserer schneebedeckten Winterfelder über sie zu murren! — Und doch hat sie auch uns so manche ihrer Gaben zu eigen vertheilt. Womit möchten wir unsere prächtigen Eichen- und Buchenwälder wohl vertauschen, die unsere Gebirge in sanftes Grün kleiden und über unsere Ströme herabhängen? womit sie selbst, die so hehr und herrlich durch die Thäler eilen, und überall Segen verbreiten? Bricht nicht auch auf Deutschem Boden der Frühling mit tausendfacher Pracht des Blatts und der Blume hervor? und was ist schöner als ein heller Herbstmorgen, wenn die steigende Sonne den glänzenden Reif in Tropfen zu wandeln anfängt? Gewifs auch hier behält mein Deutsches Vaterland für mich noch gleichen Werth, und ich betrachte es als einen der wichtigsten Vortheile

meiner Reisen, daß ich die gerechte Hand der Natur erkennen lernte, die überall die Fülle ihrer Reize zu vertheilen weiß, und gewiß kein Land ganz verlassen hat.

So dachte indessen der Minorit nicht, der uns auf unserm Spaziergange an dem Strande des Meeres begegnete, und da wir über verschiedene Dinge Auskunft von ihm verlangten, uns freundlich zu einem Besuch in sein Kloster einlud, um einen der schönsten Blicke auf die ganze Gegend zu werfen. Wir versprachen zu kommen, und bald darauf war er in unserm Wirthshause, um uns abzuholen. Als wir auf dem Wege mit ihm über das hiesige Klima und dessen große Verschiedenheit von dem Unfrigen sprachen, sagte er uns: er habe mit einem Deutschen studirt, und sey ganz „capace del nostro clima“ *); wir wären jetzt und viele Monate

*) Er kenne unser Klima genau.

hindurch „tutti sepolti nella neve“ *). Wirklich schien er mir von dieser „Capacität“ so fest überzeugt zu seyn, daß ich es gar nicht versuchen mochte, ihn aus seinen Irrthümern zu reißen; übrigens fehlte es diesem guten Mönche weder an Kopf noch Herz. Bekannt mit der Geschichte und den Alterthümern seines Wohnorts, beantwortete er unsere Fragen sehr fertig, und zeigte uns auch jede Frucht und jedes Kraut des Gartens. Wir mußten sein Zimmer sehen, dessen Aussicht er uns mit Entzücken als die schönste des Klosters gepriesen hatte, und fanden außer der Aussicht noch eine gutgewählte kleine Bibliothek, die er sich, wie er sagte, von seinen Almosen gesammelt hatte. Bey dem letzten großen Ausbruche des Vesuvs, erzählte er, sey das ganze Meer bis hierhin erleuchtet gewesen, und da habe er bey dem Abendessen immer die Lichter ausgelöscht, um den „gran candeliere del

*) Ganz vergraben in Schnee. (Der große Berg)

mare“ *) allein leuchten zu lassen. Aus dem Garten hat man eine ungemein reizende Aussicht über die ganze Gegend. Die Sonne war grade hinter dem Circejischen Gebirge untergegangen, und die Inseln und der fernes Vesuv verschwanden in dem Schatten der Dämmerung über der See, als wir von unserm guten Mönch Abschied nahmen. Er brach er noch von den reifen Früchten des Citronaden-Baums zu unserm Nachtisch, und lud uns freundlich ein, bey unserer Rückkehr wieder einzusprechen. Wir gingen froh und innig zufrieden mit unserer Bekanntschaft nach Hause, und ließen uns die lang verschobene Mahlzeit wohl schmecken. Der Abend war so schön, und die Luft so milde, daß wir uns auch heute nicht enthalten konnten, noch nach Tische einen Ausflug zu unternehmen. Es wurde ein Kahn gemiethet

*) Den grossen Meerleuchter. (

und in See gestochen. Hell und rein schien der Mond auf die weissen Felsen, und kleine Silberwellen spielten um unser Fahrzeug. Der Abenddunst zog langsam und stille über die See, und die glatten Wellen leckten nur an der schroffen Klippe. Auf den grössern Schiffen, an welchen wir vorüberfuhren, vernahmen wir nur das Bellen der wachsamten Hunde. So schifften wir eine Weile umher, und sangen das Lied von Elysäischen Gefilden. Auch Eurer gedachten wir, und wünschten Euch zu uns; es war ein wunderbarer Friede in mir den ganzen Tag über, und der Abend selbst ein Bild dieses Friedens, von dem ich ganz durchdrungen mich zur Ruhe legte.

Sonnabend den 4ten Morgens verliessen wir vor Tages-Anbruch das alte Anxur. Cluver, unser Noth und Hülfleiter, lehrt mich, dass dieses der alte Volscische Name immer gewesen sey, und die Griechen den Ort erst später wegen seiner Unzugänglichkeit Τραχινη genannt

haben, woraus zuletzt Terracina geworden ist. Terracina war durch einen Tempel des Jupiter berühmt, und hatte auch einen Hafen, von dem im Meere noch Spuren zu sehen seyn sollen. Die Ruine auf der Höhe des Berges über der Stadt war eine feste Citadelle, die aus dem Jahrhundert Theodorichs des Großen seyn mag. In spätern Zeiten war Terracina durch die böse Luft sehr öde geworden; die Austrocknung der Sümpfe hat aber dem Uebel jetzt schon so weit abgeholfen, daß die Krankheiten lange nicht mehr so häufig sind, und die Bevölkerung sich unter der gegenwärtigen Regierung beynahe verdoppelt haben soll. Man schätzt sie jetzt auf 9000 Menschen. Die Stadt ist häßlich, und die Gassen enge. Unten an dem Strande hat der Pabst ein großes Kornmagazin für diese Gegenden und ein Zollhaus erbauen lassen.

Wir verliessen bald den Strand, um der Kette des Gebirges zu folgen, und es war eben

Tag geworden, als wir die Gränze des Päpstlichen Gebietes erreicht hatten, und nach Vorzeigung unserer Pässe, womit man seit den Französischen Unruhen sehr strenge ist, durch das Thor Portella in das Königreich Neapel traten. Die Gegend verwandelt sich bald auf eine ganz unerwartete Art. Das Meer verschwindet, und statt seiner sieht man einen langen Landsee, welcher durch einen schmalen Erdstrich von dem Meere abgefondert wird. Dieser ganze Damm ist mit einem hohen Eichenwalde besetzt, dessen Bäume sich auf der stillen Fläche des Wassers zeichneten. Im Hintergrunde liegt das Städtchen Fondi, welches noch seinen alten Namen trägt, und ihn auch dem schönen See mittheilt. Das Städtchen ist schlecht, aber ausgezeichnet durch die große Menge der Oranien- und Citronen-Bäume, die es rund umgeben und gleichsam beschatten. Es sind wahre Alkinoische Gärten. Wir gingen in einen derselben hinein, um uns recht an der Fülle der

Schönheit zu laben, und selbst von den reifen Früchten zu brechen. Ich war bey dem ersten Anblick ganz außer mir vor Freude und Erstaunen. Der Baum hat die Grösse unserer mässigen Obstbäume, aber seine Gestalt ist ungleich schöner, und nichts ist ihm unnatürlicher, als der runde Kopf, den unsere Schneider-Gärtner ihm in den Töpfen aufsetzen; dabey ist er dicklaubig, und fast in keinem Jahre fehlt es ihm an einer Menge von Früchten. Gewiss, auch die grössten und berühmtesten Orangerieen in unsern Nordgegenden sind nicht im Stande, uns einen Begriff von einem schönen Oranien-Baume zu geben, und ich würde alle Abbildungen, die mir davon vorgekommen sind, für Ideale halten, wenn ich nicht meinen Augen trauen müßte.

Alles vereinigte sich in diesem herrlichen Thale, um uns den Winter völlig vergessen zu machen. Hier ragte Fondi nur eben aus dem

Oranien - Walde hervor, dessen dunkles Laub mit dem reichen Segen der goldenen Früchte eine wunderschöne Mischung machte, und der ganzen Gegend ein unbeschreibliches Ansehen von Ueppigkeit und Fülle gab. Der liebliche Duft verbreitete sich über das ganze Thal. Rechts und links prangten die Felder mit der schon hochaufgeschossenen Saat, und die Hecken mit wohlriechenden Myrthen und Lorbeern und der Coluthea, die in voller Blüthe stand. Auch der Rasen war voller Blumen, und die Luft so milde und warm, als sie es bey uns an dem schönsten Apriltage nur seyn kann. Von dem Berge S. Andrea, an dem wir jetzt hinauffahren, hat man noch einen schönen Blick auf das liebliche Thal und die ferne Rhede von Terracina. Der Berg selbst war auf dieser Seite ein nackter Felsen, und nur eine Menge von Ruinen Römischer Landhäuser zeugt vom ehemaligen Anbau. Auf der Höhe liegt der Flecken Itri, mitten in einem grossen Oelwalde, der auch die ganze

andere Seite des Berges einnimmt. Hier sahen wir zuerst den Jahannisbrodbaum, der bey uns nur zu einer mässigen Staude wird. Er ist nicht sehr hoch, aber seine schöne Krone breitet sich ausserordentlich weit aus. Zuweilen senken die Zweige sich bis zur Erde hinab, und fassen wieder Wurzel, so, dafs ein einzelner Baum oft einem ganzen Busche gleicht. Das Laub, welches überwintert, ist schön hellgrün, und die bohnenartige Frucht dient Menschen, besonders aber dem Vieh zur Speise. Der ganze Abhang des Berges ist voll von diesen schönen Bäumen. — Zur Rechten des Weges läfst man die Ruine des alten Thurms liegen, bey welchem Cicero sein Leben verlor. Wir gedachten des edlen, durch und durch lebenswürdigen Mannes, der für sein verderbtes Zeitalter zu gut war, und dessen Leben, und welch ein Leben, dem grausamen Muthwillen solcher Menschen dahin gegeben wurde! Wer kann ohne Schauern an jene Tage denken, und wen werden die

unfrigen nicht an sie erinnern? — Doch nicht dahin! In Italien laßt mich bleiben. Ist nicht hier jetzt das Land des Friedens?

Ungefähr um Mittag langten wir in dem Flecken Mola di Gaëta, dem alten Formia, an. Die alten Römer hatten hier viele Landhäuser, unter welchen Cicero's Formianum bekannt ist. Unser Wirthshaus lag am Strande des Meeres, und wir sahen uns auf einmal wieder in einer so zauberischen Gegend, daß wir unschlüßig waren, ob wir ihr oder Terracina den goldenen Apfel zuwerfen sollten. O, es ist wunderbar dieses Element, welches sich uns täglich unter andern Gestalten zeigt, und unergründlich sind seine Schätze! So manchen Tag verlor sich nun schon mein Blick in seinen Fluthen, und immer war es heute anders als gestern, und immer gleich groß und herrlich. Wo es sich zeigt, da theilt es auch nackten Küsten seinen Zauber mit; und die schönen werden zu Paradiesen.

Mola liegt an einem grossen und schönen Meerbusen, welcher rings umher von einer mahlerischen Bergkette eingeschlossen wird. Zur Rechten tritt in mässiger Entfernung ein abgerissenes Vorgebirge weit in das Meer hinein, und hängt nur durch einen schmalen Strich Erde mit dem festen Lande zusammen. Auf dieses Vorgebirge sind Stadt und Castel Gaëta erbaut, und scheinen aus dem grossen Gewässer wie emporzusteigen. Den ganzen Raum zwischen Gaëta und Mola nehmen die Vorstädte ein, die aus lauter freundlichen weissen Häusern bestehen. Abwechselnd mit den Häusern zieren schöne Gärten voll Oranien, Mandel- und anderer Fruchtbäume den Strand. Die Berge sind mit mancherley Gebüsch und besonders mit grossen Oelwäldern besetzt. So ist das ganze Gestade, in einer Strecke von 2 Stunden, bewohnt und bebaut, und bekleidet mit allem Zauber des südlichen Himmels und des Alles belebenden Oceans. Zur Linken sieht man die erhabene

Kette der Appenninen bis jenseits Neapel, und unter ihnen erhebt hier und da eine hohe Schneekuppe ihr glänzendes Haupt über die andere. Hinter dem Misenischen Vorgebirge, welches auf dieser Seite den Meerbusen schließt, tritt jetzt der Vesuv mit seinen beyden hohen Spitzen deutlich hervor, und in grauer Ferne begränzen die Gebirge von Sorrento die Aussicht. Vorn ist die weite hohe See, aus welcher hier die schönen Bergspitzen von Ischia und dort die felsichte Capri emporsteigen.

Wir weideten uns noch an dieser entzückenden Aussicht, als ein Mann, dessen Zopf mehr als seine halbe Länge maß, wie gedrechelt in das Zimmer trat, und sich uns als Caffetier-Cicerone vorstellte. Die sonderbare Verbindung der beyden Aemter, deren jedes sein eigenes großes Ansehen bey mir behauptet, gab uns eben so viel zu lachen, als der zierliche Anstand des Polyhistor; indessen nahmen wir doch seine

Dienste an. Nach der Mahlzeit, welche uns und unsere Magen mit allerhand uns ganz neuen Erzeugnissen des Meeres bekannt machte, verrichtete er erst das eine Amt, und schickte sich hierauf, durch behende und abgemessene Anlegung eines grossen Mantels, zu der Verwaltung des andern an. Man sah recht deutlich, wie der ganze Caffetier unter den Mantel des Cicerone huschte, und der Mann sich jetzt für ein Wesen höherer Art hielt. Wir gingen zuerst eine Quelle nahe bey dem Orte zu besuchen, welche von vielen, die nach Anleitung der alten Römer den Hafen der Läßtrygonen hieher versetzen, für Homers Artakia gehalten wird. Wirklich sprudelt hier in einem kleinen Garten, an dem Abhange des Berges, eine herrliche, reiche Quelle hervor. Ein dickschattiger Lorbeer hing über die Quelle hinab, und ein herrlicher Kranz von schwerbeladenen Oranien-Bäumen stand auf dem blumigen Rasen um sie herum. Der Platz war schön, und wohl werth, von Homer besungen

zu werden, wenn er ihn auch nicht gekannt hat. Von hier führte uns unser würdiger Cicerone zu der Villa seines grossen Anherrn Marcus Tullius. Die weitläufigen Substructionen, welche hier la villa di Cicerone genannt werden, erstrecken sich weit in das Meer hinein, und haben wahrscheinlich zu mehr als einer Villa gehört. Ob Cicero's Landhaus hier wirklich gewesen sey, kann ich nicht entscheiden; indessen ist die Lage zur Rechten der Appischen Strasse, gerade so, wie Cicero selbst sie beschreibt; weit von hier kann also der Ort nicht seyn. Wie oft und gern mag der Gute, Vortreffliche vor dem Gewühl der Geschäfte und dem schändlichen Gewirr seiner Zeitumstände hier eine Zuflucht gesucht haben, um unter einem milden Himmel, in der entzückenden Gegend, der hohen Weisheit und der herrlichen Natur zu leben! War doch sein Herz so voll und gross! Ein dunkles Oranienwäldchen beschattet diesen Platz, und hier tranken wir zu des edlen Mannes Andenken

gern ein Glas von dem Weine, den der Eigenthümer des Gartens uns anbot. — Wir stiegen aus dem Garten in ein kleines Schiff, welches uns bald über die stille See in den Hafen von Gaëta, einen der sichersten des Königreichs, brachte. Die Stadt selbst ist ziemlich wohlgebaut, und soll nebst den Vorstädten etwa 16,000 Seelen enthalten, die von einem beträchtlichen Gewerbe reiche Nahrung haben. Unser Cicerone führte uns auf das Castel, und wo wir eine schöne Aussicht erwarteten, fanden wir eines der sonderbarsten und größten Spiele der Natur, die ich je gesehen habe. In dem Felsen ist ein grosser Riss, beynahe von dem obersten Gipfel bis tief in das Meer, welches sich gleich einem Strom mitten hindurch drängt. Beyde Massen verbindet ein grosses Felsstück, welches, wie von oben herabgefallen, in der Mitte der Spaltung hängt und einer Brücke gleicht. Mitten auf dieser Brücke steht eine Capelle, die ein berühmter Wallfahrtsort ist; denn man giebt vor,

dieser Felsen sey durch das Erdbeben bey dem Tode Christi geborsten, und der Gedanke an irgend ein Erdbeben ist wohl sehr natürlich. Dem sey wie ihm wolle, so ist es begreiflich, dafs der Ort sehr heilig gehalten wird, und eine grofse Menge von Pilgrimmen hieher zieht. Durch eine Oeffnung jenes grossen Felsens, die einem Thore gleicht, steigt man eine Treppe hinab, und gelangt so auf die natürliche Brücke und in die Capelle. Alles vereinigt sich, um dem frommen Pilgrimm gleich bey seinem Eintritt in diesen Ort ein heiliges Grauen abzugewinnen. Ein schwaches, dämmerndes Licht fällt durch die enge Spaltung des Felsens in die Capelle, und dumpf schallt das Geheul der Brandung durch die hohlen Klüfte zurück. Steigt man auf das Dach, so erreicht das Auge kaum zwischen den hohen Felsenwänden einen schmalen Strich des Himmels. Unten sieht man tief in den Abgrund der See hinein und auf die kommende Woge, die sich schäumend an der

schwarzen Klippe zerfchmettert. Ueberaus freundlich und willkommen erschienen uns hier einige Tazetten und kleine Palmen, die zwischen den Ritzen des Felsens hervorwachsen. Selbst dieser Ort des Grauens, den die Sonne nie anders als auf Augenblicke erreichen kann, muß von ihrem Segen zeugen; der nackte Stein selbst muß lebendig werden, so wie sie ihn berührt. Mir war, als müßte ich ihr dafür danken, und eilte, um sie noch zu sehen, ehe sie hinabgefunken wäre. Ihr unterster Rand berührte eben die Fläche der See. Eine dünne Wolke bedeckte sie gleich einem Schleier; nach und nach verbarg sie sich immer tiefer in den Fluthen, und jetzt war auch der letzte Punkt verschwunden, der eben noch hell über der glatten Welle leuchtete. Nur die kleine, röthliche Wolke lag noch über dem Meer, und färbte es mit ihrem sanften Schimmer. — Da war sie gewesen, da hatte sie uns verlassen, die Geberin des Guten! — Noch einen Blick auf die beyden

Meerbusen, die nur durch die schmale Landenge von einander getrennt werden, auf die herrliche Gegend, wie sie in dem Abendroth zu ruhen schien, und hinab in die See, die unter der Brücke, wie aus einer dunklen Grotte hervorstürzte. — Stille und ernsthaft stiegen wir wieder in die Stadt hinab. Der Gouverneur des Orts, ein biederer Schweitzer, liefs unsern lieben St — zu Lande nach Mola zurückfahren; Bruder N — und ich zogen die Wasserfahrt vor, und nahmen also Abschied. Als wir an den Strand kamen, hatte sich ein frischer Abendwind erhoben; unser Caffetier-Cicerone, dessen Muth nicht nach seinem Zopf gemessen werden durfte, zog sich mit feinem Anstande zurück, und hielt es für pflichtmäfsig, den Wagen zu bedienen. Unterdessen stiegen wir mit unserm Bedienten und Vetturino, der uns auch begleitet hatte, in das Schiff. So wie wir aus dem Hafen waren, wurde der Wind heftiger; die Schiffer wollten die kleine Fahrt nicht wagen,

und gingen wieder an Land. Leider waren jetzt die Thore der Stadt geschlossen, und wir sahen die traurige Möglichkeit vor uns, die Nacht auf dem Werft bleiben zu müssen, und den Unfrigen die größten Sorgen zu verursachen. Zum Glück kam ein Schiffer, der auf eine Höhe gestiegen war, um Wetterbeobachtungen zu machen, mit der frohen Nachricht zurück, daß die Fahrt zu wagen sey; wir waren also bald wieder aus dem Hafen. Der Mond schien hell, und zeigte uns die ganze Gegend in seinem schönen Lichte. Ein frischer Wind blies in das schwellende Segel, und unser Schifflein tanzte behende über die silbernen Wellen. Wir wurden bald innig froh, und sangen ein Lied nach dem andern, bis wir an dem entgegengesetzten Ufer waren. Mit ganz andern Vorstellungen beschäftigte sich unser treuer Guido Oronzio, und zuletzt ward es ihm ganz unmöglich, uns sein Aergerniß über unser frohes Singen und Scherzen länger zu verbergen. „Er möge mit diesem bösen

Elemente nichts zu schaffen haben, sagte er,
 und nie sey ihm wohl darauf zu Muthe. Es
 gebe da weder Landstraßen noch Wirthshäuser,
 und in dem Wirthshause sey es doch Abends
 unstreitig am besten.“ In diese Gedanken ver-
 tieft, blieb er so blaß und kümmerlich in der
 Ecke des Schiffes sitzen, daß wir uns bey der
 völligen Entfernung alles Anscheins von Gefahr
 des Lachens gar nicht erwehren konnten. Nach
 einer schönen Fahrt von anderthalb Stunden
 waren wir an dem Lande, und gaben den Unfri-
 gen unsere Ankunft durch ein lautes: Hallo!
 zu erkennen. Unser Guido sprang aus dem
 Schiff, und schwur hoch und theuer, sich
 den verrätherischen Fluthen nie wieder anzu-
 vertrauen. Wir wurden froh und freundlich
 von unserer lieben Gesellschaft empfangen, und
 ließen uns den rothen Wein des Landes bey
 unserm Abendessen trefflich schmecken.

Sonntags den 5ten war die Sonne noch nicht
 lange, rein und schön, hinter den Bergen auf-

gegangen, als wir Mola verliessen. Unser anmuthiger Cicerone zeigte uns noch eine Quelle, die nicht ferne von dem Wege lag. Es ist ein schöner Oranien-Hayn, worin mitten unter einem Rasen, der mit Gölldenlack und Tazetten ganz bedeckt war, eine der reinsten und schönsten Quellen aus der Seite des Berges hervorsprudelte. Hier die freundliche, einsame Quelle, und in der Ferne das weite Meer, welches heute so schön dunkelblau war, dass selbst der Himmel dagegen bleich schien; dieser Abstich machte diese Stelle beynahe noch schöner, als die andere. — Wir stiegen hier ein, und gelangten durch weite Saatzfelder, die mit Aloe, Lorbeern, Myrthen und blühender Colutha eingezäunt waren, zu den Trümmern des alten Minturnae, die acht Miglien von Mola entlegen sind. Das Beträchtlichste darunter ist eine grosse Wasserleitung, die von den benachbarten Bergen kommt, und uns auf Spuren der ehemaligen Thermen leitete. Man sieht noch den

ganzen Raum und Umfang der Piscina, und vieles Gemäuer von den Hallen und Bädern selbst. — Diese Ebene wässert der Garigliano, ein ansehnlicher Fluß, der in grossen Windungen dem Meere langsam zufließt. *) Wir setzten in einer grossen Fähr hinüber, und strichen jetzt nahe an den Morästen von Minturnae vorbey, welche die Flucht des Marius, der sich vor seinem Gegner darin verbarg, berühmt gemacht hat. Kibitze und Meven, Vögel, die nur in solchen wasserreichen Gegenden ihre Nahrung finden, zeigten uns die Stelle. Bekanntlich wurde er gefunden und nach Minturnä gebracht, und hier war es, wo er den Cimbrischen Slaven, der ihn umbringen sollte, allein durch seinen Blick und die Frage: „Willst du den Marius tödten?“ in die Flucht trieb. Die großmüthi-

*) Es ist der alte Liris, und führt diesen Namen weiter hinauf auch noch.

gen Minturnenſer entlieſen hier den Unglücklichen mit allem Nöthigen verſehen. Dies Alles ſchwebte vor unſern Augen, und wir gedachten des Mannes, der mit einer gränzenloſen Selbſtſucht und unerhörter Graufamkeit mehrere Anlagen und höhere Kräfte verband, als vielleicht irgend ein anderer Menſch, und deſſen Größe im Unglück man über ſeiner Unmenſchlichkeit im Glücke nie vergeſſen muß.

Wir blieben den Mittag in S. Agata, einer Poſtſtation unweit Sella, dem alten Sueſſa der Aurunker, eines Volkes, welches den Strich Landes von hier bis Terracina bewohnte. Die Stadt liegt ſehr anmuthig auf einer Höhe, umkränzt von ſchöner Waldung, und überſieht die ganze fruchtbare Ebene zwischen den ſchönen Schwingungen des Garigliano und darüber hinaus bis an den herrlichen Meerbuſen von Gaëta. Hier iſt auch der Berg Maſſicus, jetzt Monte Dragone. Die Lacrima di Sella, einen

Wein, der in dieser Gegend wächst, fanden wir zwar gut, aber der alte Falerner muß doch noch besser gewesen seyn.

Es war wieder ein herrlicher Frühlingstag, und besonders der Mittag so warm und schön, daß nur die Furcht vor dem starken Sonnenlichte uns abhielt, unsere Mahlzeit in freier Luft zu halten. Den Nachmittag fuhren wir durch ein freundliches Thal, und nun eröffnete sich mit einem male unsern Augen die fruchtbare Ebene von Campanien, dieser unabsehbliche Garten Italiens, wo die rastlose Natur von keinem Winter erstarret, und eine Erndte der andern die Hand beut; — ein herrlicher Teppich der üppigen Saat, so weit unser Auge reichte: hier und da waren Oelbäume, Eichen und hohe Ulmen, die von frohen Reben in tausendfachen Gestalten umschlungen wurden. In Osten stand die hohe Mauer der Appenninen, und vor uns jetzt schon näher der Vesuv und die beiden

Rauchsäulen, vergoldet von den Strahlen der sinkenden Sonne. Der herrliche Abend erhöhte noch die Lieblichkeit der Gegend, und von dem Einen, wie von der Andern gleich erfreut und heiter, kamen wir mit einbrechender Nacht nach Capua, dem Ziel unserer Tagereise.

Dieses neue Capua liegt etwa zwei Miglien von den Ruinen der alten Stadt, an dem schiffbaren Voltorno, einem schönen Fluß, der sich durch diese herrlichen Gefilde schlängelt und seinen alten Namen behalten hat. Eine steinerne Brücke führt hinüber. Die Stadt ist eine starke Festung, gut und regelmäfsig gebaut, und hat eine zahlreiche Besatzung.

Montag den 6ten Morgens machten wir uns nach Sonnenaufgang auf den Weg, und erreichten bald die Ueberbleibfel der alten üppigen Hauptstadt Campaniens, die es wagte, sich mit Rom und Carthago zu messen, und auch von

dem grossen Hannibal die Verheissung erhielt, zur Hauptstadt Italiens erhoben zu werden. Auch nach der harten Behandlung, die ihre Einwohner am Ende des zweyten Punischen Kriegs von den Römern erlitten, blieb sie doch immer eine der ersten Municipal-Städte, und ward erst im Jahre 844 von den Saracenen völlig zerstört. Eine Menge von Substructionen und Grabmälern, ein altes Thor, und besonders die grossen Trümmer eines Amphitheaters zeugen allein noch von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Dieses Amphitheater ist nächst dem Römischen Colisseo und dem Amphitheater zu Verona das grösste, wovon noch Spuren übrig sind. Die Arena wird jetzt zum Feldbau genutzt; ausser ihr sieht man noch den ganzen untern Theil des innern, und viel von dem äussern Umfang. Die Tuscischen und Dorischen Säulen, wovon man noch Ueberbleibsel sieht, sind nicht schön gearbeitet. Mehr Bewunderung verdient die Festigkeit des Gebäudes. Das ganze Gemäuer ist von grossen Backsteinen

und mit Quadern bekleidet. Das Römische Colisseo ist höher, aber nicht so breit, als dieses Amphitheater; ein Umstand, der die obersten Zuschauer hier ungleich weiter von dem Gesichtspunkt entfernte. — Die Ruine ist übrigens eine der Mahlerischsten, die ich gesehen habe.

Wir nahmen einen kleinen Umweg, um über Caserta zu fahren. Dieses ist ein offenes Städtchen, mit einem ungeheueren und prächtigen königlichen Lustschlosse. Die Hackertischen Gemählde, welche hier sind, und der neuangelegte Englische Garten hatten uns eigentlich hieher gezogen, aber die Leute drangen in uns, doch zuerst die Wasserkunst und die schöne Veduta auf dem Berge zu sehn; und da wir doch alle, wo nicht die Wasserkünste, doch wenigstens die schönen Veduten lieben, so ließen wir uns bereden, hin zu fahren. Wirklich fanden wir auf einem mäßig hohen Berge eines der

prächtigen Werke, welches die neuere Kunst in dieser Art hervorgebracht haben mag. Es ist eine Wasserleitung, die eine Quelle aus dem Gebirge in die Gärten des Königs zu Caserta und von dort nach Neapel führt. Aus dem tiefen Thal sind drei Reihen Schwibbögen aus lauter festen Quadern über einander gebaut, und reichen bis an die Mitte der einander gegenüberstehenden Berge, die sie wie eine Brücke mit einander verbinden, und das Wasser von dem einen zu dem andern führen: ein ungeheures, wahrhaft königliches Werk. Als wir unsere Bewunderung gebührend an den Tag gelegt hatten, und nun nach der schönen Veduta fragten, führte man uns an den Fuß der obersten Bogenreihe, und zeigte uns einen Gang, der mitten durch die dicken Mauern führte, und einer unabsehbaren Reihe von Zimmern gleicht. „Ecco la bella veduta!“ *) sagte unser Führer. So sehr wir

*) Da ist die schöne Aussicht!

uns in unserer Erwartung getäuscht fanden, mußten wir doch lachen, und nahmen unsern Rückweg zu dem andern Berge mitten durch die *bella veduta*. Wir kamen zu spät nach Caserta zurück, um noch irgend etwas Anders zu sehen, und machten uns gleich nach der Mahlzeit auf den Weg nach Neapel. Das Land bleibt bis dicht an die Hauptstadt seinem Charakter von ungemeiner Lieblichkeit getreu. Die Saatsfelder sind überall mit Reihen großer Ulmen durchpflanzt, an denen Reben sich hinaufwinden, und unter einander verketten. Dann sieht man einmal wieder ein Dorf, eine große Wiese und einen Bach zwischen schönen Pappeln. Immer näher tritt der Vesuv, und plötzlich sahen wir uns mitten in der Stadt, die wegen ihrer niedern Lage und des dichten Ulmen- und Reben-Waldes auf dem Felde kaum eine halbe Viertelstunde weit gehndet werden kann, und zudem weder Mauern noch Thore hat. So endigten wir eine Reise, die man mit der Post in 24

Stunden abzumachen pflegt; wir brachten fünf Tage darauf zu, und möchten keinen dieser Tage verkürzen, viel weniger entbehren. Dank sey der Natur, die sich uns in ihrer ganzen Herrlichkeit enthüllte, und Dank dem, der unser Herz ihr aufschloß!

Von Neapel ein anderesmal. Lebt wohl!

Achter Brief.

Neapel, im März 1792.

Aus meinem vorigen Briefe wißt Ihr schon, daß wir hier sind, in der dritten Stadt der christlichen Welt und an einer der reizendsten Küsten der Erde. Wer da das Gewühl von 400,000 Menschen noch nicht gewohnt ist, hat in den ersten Tagen seine Sinne nur halb, und dankt dem Himmel, so oft er mit Hals und Bein wieder nach Hause gekommen ist. Aus dem Fenster hat man dann gut lachen über die Thoren, die sich mit aller Gewandtheit, deren ihr Körper und Geist fähig sind, durch ihr ganzes Leben drängen, um nur hier unter dem grossen Haufen leben zu können. Mir ist nicht besser zu

Muthe, als wenn ich dem unerträglichen Getümmel einmal entfliehen, und mich mit meinem Bruder N — auf eine einsame Klippe an den Strand setzen kann; da giebt Gottes großer Rauchfang gegenüber uns andere Augenweide, und herrlich tönt uns die schäumende Brandung.

Neapel, die große Hauptstadt, liegt niedrig an dem schönen Meerbusen, der von ihr benannt wird. Sie ist von dem Berge Posilippo, der sich über die Ebene von Terra di Lavoro wenig erhebt, fast ganz umgeben, und nur an ihrem äußersten östlichen Ende gegen die Landseite offen. Der Blick von dem großen Damm an dem Hafen ist wenigen, in seiner Art vielleicht Keinem an Schönheit zu vergleichen. Da streckt sich anderthalb Stunden weit die große Königsstadt an der Küste, erhebt sich dann gleich einem Theater, und endigt mit dem Castel S. Elmo auf der Spitze des Berges. Unten tritt das Castel del Arvo auf einem Felsen weit in das Meer hinein. Neben

Euch steht Ihr in dem Hafen einen Theil der Flotte und unzählige Schiffe aus allen Theilen von Europa. Rechts schließt die Landzunge und das Vorgebirge Posilippo, besät mit Häusern und Gärten, den Meerbusen. Links steigt der Vesuv mit seinen zwey Kegelspitzen, und gekrönt mit wechselndem Dampf mächtig aus der See empor. Sein mählig sich hebender Fuß prangt mit zerstreuten Landhäusern und niedlichen Oertern, unter denen Portici sich am meisten auszeichnet. Hinter dem Vesuv zeigen sich die hohe Bergkette und die Thäler von Sorrento, Vico und Massa mit ihren Städten und Dörfern. Vor Euch dehnt sich das große Gewässer, belebt mit Fahrzeugen aller Art. Hier und da liegt ein größeres Kaufartheysschiff oder eine Fregatte auf der anmuthigen Rhede vor Anker. Die Insel Capri schließt mit ihrer schönen Felsenküste diese entzückende Aussicht.

Zu einer solchen Lage kommt auch noch die reinste Luft und der mildeste Himmel von Ita-

lien, um diese Gegend vollends zu einem Paradiese zu erheben. Auch ist Campanien noch immer das Land, wo die Natur ihre höchste Fülle und ihren reichsten Segen ausgegossen hat. Die Vegetation wird nie in ihrem Laufe gehemmt, und in jeder Jahreszeit sieht man überall wachsen und gedeihen. Der Fleiss des Landmannes unterstützt die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, und noch nirgend habe ich alle Gattungen des Anbaues so mit einander vereinigt gesehen, wie hier. Auf jedem Acker reift zugleich das trefflichste Korn und guter rother Wein, und die Ulmen, an denen die Reben sich hinaufranken, versehen die Stadt und das Land mit Brennholz; ausserdem sieht man auf vielen Feldern noch Reihen von Feigen- Pfirsich- und Mandelbäumen. Gemüse werden mit grossem Fleisse gebaut und gewartet. Das Hornvieh ist ungemein gross und schön, hochschenkelig und von weissgrauer Farbe. Seine Hörner sind sehr gross, wiewohl nicht so ungeheuer, als ich sie in Rom gesehen

habe. Ueberhaupt ist die Art weit edler als in unsern nordischen Gegenden, und die Kühe, die man aus der Schweiz hierhergebracht hat, sehen gegen das hiesige Hornvieh wie Zwerge aus; auch sieht man an ihm nie die in unsern Gegenden gewöhnliche rothe Farbe. Wenn Butter und Milch zu den gewöhnlichen Bedürfnissen der Italiäner gehörten, so würde dieser Zweig der Nahrung ohne Zweifel in einem weit blühenderen Stande seyn. In andern Provinzen des Reichs soll man fast nur Büffel ziehen, die man hier selten antrifft; auch ist dort die Schaafzucht sehr wichtig. Die Schönheit der hiesigen Pferde ist in ganz Italien und Europa berühmt. Sie sind von mittler Grösse, sehr fein gebildet, gedrunken, stark und schnell. Diese grosse Naturgaben und die ungemeine Ergiebigkeit des Bodens sollen doch ausser Terra di Lavoro nur in Paglia recht genutzt werden, in allen übrigen Provinzen aber die Hälfte des Landes wüste liegen. Die Volksmenge ist, verglichen mit dem,

was sie seyn könnte, nur mäßig oder gering, und obgleich die ganze Küste, die größte die ein Land nur haben kann, voll von guten Häfen ist, so findet man doch in dem ganzen Reiche keinen einzigen lebhaften Handelsplatz; man möchte denn das Verkehr von Neapel, welches sich fast allein auf die Bedürfnisse dieser Hauptstadt bezieht, so nennen wollen. Der Grund dieser Uebel liegt theils in der angeborenen Trägheit und Indolenz des Volks; theils in dem verfassungslosen Zustande des Landes und der unglücklichen Vertheilung des Grundeigenthums; theils endlich in dem harten Druck, den das Land unter der fast dreyhundertjährigen Spanischen Regierung erfahren hat.

Von der Trägheit des Volks ist es schwer sich einen Begriff zu machen. So groß auf einer Seite die Ueppigkeit ist, so vermisst man oft auf der andern die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens, und es ist unglaublich, wie wenig der

Italiäner darauf bedacht ist, die Genüsse, welche sein herrliches Land ihm anbietet, zu verfeinern oder zu vervielfältigen. So treffliches Korn und Mehl man in ganz Italien findet, so ist doch an vielen Orten, besonders in der Lombardey, das Brod kaum essbar und schwerer als der Westphälische Pumpernickel. Hier ist es äusserst mittelmässig, und sobald ein Bäcker es dem andern zuvorthut, wird ihm schnell von der Zunft das Handwerk gelegt. Nur in dem Kirchenstaat und Toscana hat man wirklich gutes Brod. — Die Zweige der Cultur, die der Italiäner von seinen Voreltern erlernt hat, versteht er in den meisten Provinzen mit grosser Sorgfalt; geht aber nicht leicht einen Schritt weiter. Zu den gemeinsten Bedürfnissen in diesem Lande gehört der Wein; aber niemand denkt auf seine Veredlung oder auf eine bessere Art, ihn zu bereiten und zu erhalten. Daher wächst auch in ganz Deutschland vielleicht kein so herbes Getränk, als die meisten Lombar-dischen Weine, und vielen selbst unter den Ge-

wachsen dieser Gegend fehlt es an Kraft und Feuer. Die Hauptursache dieses Mangels liegt gewiss darin, dass die ganze Frucht des Herbstes immer in demselbigen Jahre verzehrt wird und werden muss, weil, wie man sagt, die Luft der Erhaltung des Weins nicht günstig seyn soll; ich weis indessen, dass Deutsche den Versuch des Gegentheils hier mit dem besten Erfolg gemacht haben. Noch schlimmer fast wie mit dem Weine geht es mit dem Oel; man findet es selten erträglich. Die gemeinen Obstarten trifft man hier auch weder in der Mannigfaltigkeit noch in der Vollkommenheit an, wie bey uns, und fast immer werden sie unreif verzehrt.

Unreinlichkeit ist eine leibliche Tochter der Trägheit; auch herrscht sie in ganz Italien in einem so hohen Grade, dass nur lange Gewohnheit den Ekel zu mindern vermag, den man bey jedem Schritt empfinden muss. In Rom sind die Hallen vor der Peterskirche immer so schmutzig

dass man fast nie darinn gehen kann, und hier verwünscht man es oft selbst in dem königlichen Pallast, dass man eine Nase hat. Fenster und Treppen werden nie, und die Zimmer selbst nur im Nothfall gereinigt. Dass die Menschen auf ihren eigenen Körper nicht grössere Sorge wenden, ist leicht abzunehmen. Daher die zahllose Menge mancherley Ungeziefers, welches man überall findet. Auch schämt man sich dessen so wenig, dass vielmehr die meisten Familien jeden Sonntag Nachmittag, wenn sie vor ihrer Haushüre ruhen, sich öffentlich wechselsweise die Köpfe davon reinigen.

Die Regierung ist ganz uneingeschränkt, und die Stände des Reichs kommen unter dem Namen eines Parlaments nur alle zwey Jahre einmal zusammen, um in ein gewisses ausserordentliches Geschenk für den König zu willigen, bey dessen Bestimmung er selbst am Ende doch den grössten Einfluss haben soll. Von Ferdinand dem Catho-

lischen, bis auf den blödsinnigen Carl den Zweyten stand das Reich unter Spanischer Botmäßigkeit und wurde von Statthaltern regiert. Wie hart es einem Lande unter der Hand solcher Menschen zu ergehen pflegt, die immer eilen müssen, sich selbst zu bereichern, und dabey ihrem Hofe nie Geld genug schicken können, ist eine alte Erfahrung. Diese abgelegene Provinz einer Monarchie, deren Joch nie sanft gewesen ist, ward auf solche Art dreyhundert Jahre lang unbeschreiblich gedrückt und ausgefogen, und es ist wohl kein Wunder, wenn das Land noch an den schrecklichen Wunden blutet, die ihm in diesem Zeitraume geschlagen worden sind. Dazu ist die innere Verwaltung, um die eine solche Regierung sich am wenigsten zu bekümmern pflegt, in tausend unauflösliche Knoten verwickelt. Die Collegien und Bedienten sind ohne Zahl. Die Rechtspflege ist überall schlecht, wo sie nicht in den Händen der Gesetze, sondern ihrer Diener ist; aber nirgend ist sie wohl elender als hier. Die

Anzahl der Rechtsgelehrten in Neapel beläuft sich auf 15,000 und ihr Ansehen ist um so viel größer, weil die Entscheidungen der Sachen größtentheils auf sie ankommen. Protocoll und Untersuchung sind in den Händen der Schreiber, Scrivani, ununterrichteter Leute, die ihre Stellen kaufen, und sie sich also natürlich von den Partheyen wieder bezahlen lassen. Entsetzlich soll das Land von diesen Leuten geplündert werden. — Unter den zahllosen Collegien giebt es eine eigene Giunta degli abusi, (Commission der Mißbräuche); ob sie aber die Mißbräuche schafft oder abschafft, ist schwer zu entscheiden. — Diese allgemeine Verwirrung der Dinge wird durch das Feudalsystem noch mehr genährt. Das Eigenthum der Ländereyen ist fast allein in den Händen der Geistlichkeit, des Adels und des Königs. Zwar ist der Bauer persönlich frey, aber blos zeitlicher Pächter, und sein Herr sucht so viel von ihm zu erpressen, als er kann. — Die meisten und besten Städte gehören zu den königlichen

Domänen, andere besitzt der Adel und noch mehrere die Geistlichkeit, die überhaupt zwey Drittel und nach einigen sogar drey Fünftel der Einkünfte des Landes ziehen soll. --

Wo die Geistlichkeit so zahlreich und so reich ist, kann der Zustand der Religion nicht vortheilhaft seyn; auch ist sie nicht leicht irgendwo so sehr zu bloßem äußeren Prunk herabgesunken, als hier, und das Volk ist unglaublich unwissend. Die Veränderungen, welche die gegenwärtige Regierung in diesem Theil angefangen und durchgesetzt hat, zielen mehrentheils nur darauf ab, die Einkünfte des Pabsts und der Geistlichkeit der königlichen Schatzkammer zuzuführen. Die Zwistigkeiten des hiesigen mit dem Römischen Hofe sind bekanntlich jetzt beygelegt. Die jährliche Ueberreichung des Zelters und der Summe von 12,000 Scudi als Lehnserkenntlichkeit wird künftig unterbleiben; unterdessen wird der Hof fortfahren, die Summe Geldes aus be-

sonderer Verehrung gegen die Apostel Peter und Paul auszahlen zu lassen. Die Besetzung aller Bisstümer hat die Regierung an sich gezogen, und erhebt also auch die Einkünfte der erledigten Stellen, die sonst dem Pabst gehörten. Die Klöster sind dem Gehorsam gegen ihre Obern in Rom entzogen und den Bischöffen eines jeden Sprengels untergeben worden.

Unter den Augen einer wohlgesinnten Regierung ist der Nutzen der beyden letzten Veränderungen nicht zu läugnen; überhaupt aber hat der Pabst gewiss Unrecht erlitten, denn am Ende vertragen die Rechte des jetztregierenden Hauses auf das Königreich Neapel das Tageslicht wohl eben so wenig, als die Lehnsherrlichkeit des Römischen Stuhls. Die Geistlichkeit hat sehr wohl gefühlt, wie nah ihr Vortheil mit dem Vortheil des Pabstes verwandt sey, und sich daher mit Hand und Fuß gegen die Neuerungen gewehrt; aber selbst in Oesterreich hat man lange nicht mit ei-

ner gleichen Dreistigkeit durchgegriffen, als hier. Von der zahllosen Menge der Klöster sind auch viele aufgehoben worden, und noch mehreren hat man eine in andern Ländern unerhörte Abgabe auferlegt, die bey manchen auf 60 — 80,000 Neapolitanische Ducaten (Thaler unsers Geldes) steigt. Ich würde diese Veränderungen nicht mißbilligen, wenn nicht in diesem Lande alles den Rechten der Jagd untergeordnet wäre, und auf der andern Seite mehr wohlthätige Anstalten für die Erziehung und Bildung des Volks gemacht würden; dieses aber ist bis jetzt noch nicht merklich, und dann befand sich der Landmann unter dem Krummstabe wohl besser.

Neapel fühlt den Vortheil einer eigenen Regierung über das Spanische Joch. Schon Carl der Dritte that vieles, um das zerrüttete Werk der Verwaltung einigermaassen herzustellen. Als er König in Spanien ward, fuhr er fort unter dem Namen des jetzigen Königs, dem er das Reich

abtreten mußte, die Regierung zu führen, und aus Ehrerbietung gegen den Vater ertrug man dieses Joch lange. Erst in den letzten Jahren, als der Spanische Hof die Entlassung des Ministers Acton verlangte, erhielt dieser durch die Königin, daß sich der König sehr dürr über seine Unabhängigkeit erklärte. Bekannt ist die Spannung, in der die beyden Höfe sich seitdem gegenseitig befinden, doch glaube ich, daß dieser Sieg der Oesterreichischen Parthey dem Lande nicht schädlich seyn kann. Das Herz und der Wille des Königs sind gut, und wegen seiner großen Leutfeligkeit ist er der Abgott des Volks. Wenn ihm nur die Thiere seines Reichs nicht so viele Zeit und Aufmerksamkeit kosteten! Die meisten Geschäfte gehen durch die Hände der Königin, deren guten Willen man auch Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es sind manche heilsame Einrichtungen getroffen worden, und überhaupt wird das Volk gütig und milde behandelt; aber Manches wird doch auch hier, wie in den mei-

ften Ländern, als That gepriesen, was im Grunde nur Rauch ist. Wenn man die inneren Kräfte und Hülfquellen des Landes erwägt, so kann man nicht zweifeln, daß eine Regierung, die weniger träge wäre, als die Einwohner, und dem Willen Nachdruck zu geben wüßte, es bald zu einem hohen Grade von Wohlstand erheben könnte.

Eine Hauptstadt von viermalhundert tausend Seelen, die noch dazu wenig eigene Nahrungsquellen hat, kann für ein Reich von so mäßiger Gröfse keine Wohlthat seyn. Sie ist immer nur ein nothwendiges Uebel, der kranke Theil des Staates, und je größer die Wunde ist, desto weiter verbreitet sich das Fieber. Hierher zieht sich alles Mark des Landes, das von dem dürftigen Landmann erpresst wird. Hier ist der Schlupfwinkel des Lasters und der Abgrund der Sitten. Hier ist des Menschen selbstgeschaffene Welt! Es flieht die Natur, und mit ihr jener liberale ed-

lere Theil des menschlichen Wesens, der nur unter Gottes offenem blauen Himmel gedeiht, und Geist und Herz allein zu erheben vermag. Da leben sie dann mit sich selbst, wühlen sich durch, und winden sich unter dem Fluch der verflochtenen Mutter, die sie mit Blindheit schlug, daß sie nicht mehr sehen können ihren eigenen Vesuv und die schwellende Fluth ihres Meeres, noch hören das Gelispel der freundlichen Pappel und das Rauschen in den hohen Wipfeln der Eiche! Ich erinnere mich, daß wir in dem schönen Mola einen zerlumpten Aufwärter fragten, ob er aus dem Orte gebürtig sey? „Oh no,“ war die Antwort, und „Sono Napolitano io“ *) würde sein schielendes Hohnlächeln uns gesagt haben, wenn er es auch nicht selbst hinzugesetzt hätte. — Uebrigens verdient doch der Napolitaner unter den Bewohnern Eu-

*) *Quien, ich bin aus Neapel!*

ropäischer Hauptstädte nicht den letzten Rang.
 Er ist nicht böartig und am wenigsten tückisch.
 Eine solche frohmüthige, arglose Lebhaftigkeit ist
 mir noch bey keinem andern Volke vorgekom-
 men, und daher kommt es auch, daß in einem
 grossen Theile von Italien der Pulchinella Nea-
 politanisch spricht. Ihre angeborne Mäsigkeit
 verbindet sich mit dem milden Himmelsstrich,
 um sie von vielen der dringendsten Bedürfnisse
 anderer Völker zu befreyen, und dieses macht
 ihre frohe Sorglosigkeit noch natürlicher. Furcht-
 samkeit ist ihre schwache Seite. Wer diese ein-
 mal kennt, kann sie durch die unverständigsten
 Drohungen von jedem Frevel abschrecken und
 Alles von ihnen erhalten. Sie scheuen nichts so
 sehr, als den Soldatenstand, und wenden alle mög-
 liche Mittel an, um dieser Klippe zu entgehen.
 Die meisten Regimenter bestehen aus Deutschen,
 und daher haben auch die Napolitaner vor dem
 Namen Tedesco eine gewisse natürliche Ehr-
 furcht, so wie sie hingegen die Franzosen mit

dem bittersten Haffe verfolgen. Eine Folge ihrer Trägheit ist, daß sie ihre, zu einem ausgebreiteten Handel äußerst vortheilhafte Lage selbst am wenigsten nutzen, und die ersten Handelshäuser, die es hier giebt, Deutsche und Engländer sind. Eben so verhält es sich mit den Handwerkern, und ohne unser Zuthun hatten wir gleich Deutsche Schneider, Schuster, Wäscherin und sogar eine Deutsche Magd. Auf den Straßen hört man unglaublich viel Deutsch sprechen, und mit den Soldaten mag sich die Zahl unserer hier wohnenden Landsleute leicht auf funfzehn tausend belaufen.

Das meiste Verkehr der Stadt vereinigt sich in der Straße Toledo, die mehr als eine halbe Stunde lang, von verhältnißmäßiger Breite und überhaupt gewiß eine der prächtigsten in Europa ist. Sie ist immer gedrängt voll von Wagen und Menschen, und jeder, der nur Schneewasser oder Schwefelhölzer feil hat, sucht seinen Nachbar zu überschreyen. Auch die Straße und Vorstadt

Chiaja, die Plätze del Palazzo und del Castello, Santa Lucia und der groſſe Markt ſind mit anſehnlichen Gebäuden beſetzt, und noch mehrere Straſſen würde man ſchön nennen können, wenn ſie nicht ſo enge wären, daſſ zwey Wagen mit Mühe einander ausweichen. Das Straſſenpflaſter beſteht durchaus aus breiten Quaderſteinen und iſt ſehr bequem. Die Häuſer ſind hoch, und unterſcheiden ſich von allen andern in Italien durch ihre ganz platten Dächer. Die Balcons vor den meiſten Fenſtern ſind größtentheils ſchlechte hölzerne Gitterwerke, die vor den Häuſern ausgehängt zu ſeyn ſcheinen, und die ohnehin ſehr buntſcheckige Bauart verunſtalteten,

Wenn ich die hieſigen öffentlichen Gebäude, Springbrunnen und Denkmäler anſehe, ſo fällt es mir oft ſchwer, mich zu überreden, daſſ ich in Italien ſey, ſo überladen ſind ſie mit Zierrathen, und ſo bunt und widrig iſt der Geſchmack, der durchaus darinn herrſcht. Die Bauart der Kir-

chen ist schwer Gothisch, und ich habe keine einzige gesehen, die sich durch ein gefälliges Ansehen auszeichnete. Manchen Kuppeln geben die bunten Dächer von Porzellan ein wahrhaft Japanisches Ansehen. In solchem Geschmack ist auch die Metropolitan-Kirche zu dem heiligen Januarius erbaut. Hier wird das Blut des Heiligen verwahrt, und hier geschieht auch jährlich zweymal das in Deutschland bis zum Eckel oft angezogene, gerügte und erklärte Wunderwerk. Es ist kaum glaublich, welche Andacht die Napolitaner zu ihrem Schutzheiligen haben, und wie vertraulich sie mit ihm umgehen. In jeder Noth rufen sie ihn mit dem größten Zutrauen an; wird ihre Hoffnung aber getäuscht, so ziehen sie ihn zur Rechenschaft, und fangen an, mit ihm zu zürnen und zu zanken. Geschieht das Wunder einmal nicht schnell genug, so werden sie anfangs traurig und hernach wüthend; einmal sollen sie sogar in einem solchen Fall die Bildsäule des Heiligen genommen und in das Meer geworfen ha-

ben. Als bey einem heftigen Ausbruch des Vesuvs die Flammen auch bey finsterner Nacht die ganze Stadt erleuchteten, drohte das Volk einen Aufruhr. Die erschrockene Geistlichkeit verkündschastete bey Naturforschern das wahrscheinliche Ende des Ausbruchs, und da die Antwort ihrem Wunsch gemäß ausfiel, so beschloß man mit dem heiligen Januarius gegen den wüthenden Berg auszuziehen. — Sonderbar genug, daß der Zug kaum auf die Magdalenbrücke vor der Stadt gekommen war, als der Strom der Lava stockte. Noch steht die Bildsäule des Heiligen oben auf der Brücke, und reckt die drohende Hand gegen den Vesuv aus. Man kann sich vorstellen, wie sehr der Glaube des Volks durch diesen Zufall gestärkt worden ist. — Von der reichen Capelle, wo das berühmte Blut aufbewahrt wird, ist die Kuppel merkwürdig. Es ward dem grossen Dominichino aufgetragen, sie zu mahlen; er fand aber so viel Neider dieser Ehre, daß er die Arbeit stehen ließ und nach Rom flüchtete. Hier.

auf drängte man ihn so sehr, zurückzukommen und sein Werk zu vollenden, daß er sich endlich erbitten liefs; jetzt gingen aber auch seine Verfolgungen wieder an, und er starb vor Gram, ehe die Arbeit fertig war. Seinem Landsmann und ärgsten Feind Lanfranco ward die Vollendung des Werks aufgetragen: dieser überstrich Alles, was Dominichino gemahlt hatte, und liefs nur einige Figuren unter der Kuppel stehen; wahrscheinlich auch diese nicht aus guter Absicht, denn man sieht es ihnen an, daß Hand und Geist des Mahlers gehemmt waren.

In Rom ist keine Polizey, weil die dortige Verfassung und die bestehenden Vorrechte der Großen jede gute Einrichtung dieser Art unmöglich machen; hier vermißt man sie durch die Nachlässigkeit der Regierung eben so sehr. An keine Reinigung der Strassen wird gedacht, und daher ist es natürlich, daß man auf dem sonst so vortreflichen Pflaster bey heiterer Luft vor Staub

erstickt, und bey Regenwetter nicht durch den Koth kommen kann. Es würde noch weit schlimmer damit seyn, wenn arme Leute nicht den Mist so sorgfältig auffammelten, um ihn hernach zu verkaufen. Eine gute nächtliche Erleuchtung würde um so nothwendiger seyn, da die Straßen einen grossen Theil des Jahrs hindurch bey Nacht fast noch belebter sind, als am Tage. Ein dürftiges Hülfsmittel gegen dieses Uebel hat man dem Witz eines wohlgesinnten Mönchs zu danken, der die Frömmigkeit wohlhabender Leute so zu leiten wufste, dafs sie an vielen Orten der Stadt Madonnen und Heiligenbilder aufstellen liessen, die immer erleuchtet sind, und an denen Niemand sich vergreifen darf. Wäre der Charakter des Volks nicht so arglos und friedsam, so müßten noch weit mehrere Unordnungen vorkommen, als wirklich geschieht. Wenn Napolitaner in Streit gerathen, so erheben sie ein Geschrey, als ob von nichts geringerem als Todtschlag die Rede wäre; aber in Worten ergießt sich auch

ihre ganze Galle, und die Mordthaten sind selten. Noch kürzlich hörte ich unter meinem Fenster ein fürchterliches Geschrey, und da ich nichts als die Worte „Hülfe! erdroffeln und ermorden vernahm, war ich schon im Begriff, hinunter zu eilen, als die müßige Gleichgültigkeit der Nachbarn, die mit ineinander geschlungenen Armen dem Schauspiel zusahen, mir auffiel, und auch mich beruhigte. Bald darauf war es auch wieder so stille, als ob kein Wort hier gewechselt worden wäre. — Diebstähle sind hier weit häufiger, als in Rom, doch ist man auch in dieser Rücksicht hier lange so unsicher nicht, als in andern Hauptstädten von Europa. Fast noch nothwendiger, als hier, wären gute Polizeyanstalten in den Provinzen, wo, Apulien ausgenommen, die Menschen lange nicht so gutartig seyn, und täglich unzählige Ausschweifungen begangen werden sollen.

Wo die öffentliche Sicherheit mehr auf der Gutmüthigkeit des Volks, als auf öffentlichen An-

halten und der Wachsamkeit der Regierung beruht, da muß ein Aufruhr um so gefährlicher werden, da fast ein jeder Einwohner bewaffnet und Jäger ist. Man hat dieses schon bey mehr als einer Gelegenheit erfahren, und wie schnell sich das Feuer dann durch die ganze Provinz zu verbreiten pflegt. Die Regierung muß daher das Volk und besonders die 40,000 Lazaroni, die wenig Eigenthum zu verlieren haben, mit der größten Schonung behandeln, und läßt nicht leicht eine ihrer Klagen unerörtert.

Eine der beschwerlichsten Folgen der schlechten Polizey ist die unerträgliche Betteley, welche mir noch nirgend so beschwerlich gefallen ist, als hier. Es ist wahr, daß es in Italien weit mehrere und ungestaltetere Krüppel giebt, als in unsern Gegenden, und besonders ist die Zahl der Blinden sehr groß; aber unglaublich weit wird auch die Verstellung getrieben, und hier zeigt der Italiäner Industrie. Es giebt der wohlthätigen

Anstalten überall so viele, daß es Dürftigen nicht schwer wird, Verpflegung und Unterhalt zu finden; aber die Betteley ist einträglicher, und man hat mich versichert, daß viele dieser Leute nicht allein sich, sondern auch eine zahlreiche Familie reichlich unterhalten. In Rom begegnete ich oft einem Bettler, der sich in einem eigenen kleinen Wagen, auf dessen Rückseite mit großen Buchstaben: „per Charita“ *) gemahlt war, durch einen Esel in der ganzen Stadt herumfahren liefs. Andere liegen auf den Strassen und winseln wie Verzweifelte. Hier entblöset einer seinen wasserfüchtigen Leib, ein anderer rollt die blinden Augen fürchterlich in dem Kopf herum. Dort sitzt ein Kranker mit gesenktem Haupt mitten auf der Strasse, und Weib und Kind sind um ihn gelagert, um die Vorbeygehenden aufmerksam zu machen. Manche betteln nur

*) Aus Mildthätigkeit.

zuweilen, weil es ihnen grade einfällt. In Rom halten sie von 12 bis 2 Uhr regelmäßige Ruhestunden. Dann sieht man sie in ganzen Gruppen auf dem Platze Colonna sitzen, ihr Mahl halten und mit einander scherzen und Karten spielen, ohne dafs es einem von ihnen einfällt, in diesen Stunden den Vorübergehenden anzusprechen. Hier sitzt auf unserem gewöhnlichen Spaziergange immer eine ganze Reihe von Leuten, die uns als Bekannte lachend anreden, die Hand auf den Mund legen und schwören, dafs sie ohne unsern Beystand vor Hunger umkommen würden. Dieses ist überhaupt nur eine starke Floskel, die jeder Bettler allenfalls mit vollem Munde zu sagen im Stande ist.

Vielleicht hängt kein Volk so an seinen Vergnügungen, als das hiesige, der Vornehme an Oper und Corso, der geringe Mann an seinem Hannswurst und alle an dem Spiel. Als neulich die Nachricht von dem Tode des Kay-

fers hier ankam, sollten alle Lustbarkeiten auf acht Tage eingestellt werden; man fand aber, daß eine so lange Trauer das Volk zu sehr drücken würde, und erlaubte nach drey Tagen die Schauspiele wieder zu öffnen. Das große Theater S. Carlo bey dem Schloß ist ungemein prächtig, und hat eine edle Form. Sechs Reihen Logen stehen übereinander, und die Meisten der Zwischenräume sind mit Spiegeln versehen, so daß die volle Erleuchtung sehr blendend ist. In diesem Theater sind auch die Maskeraden, und man hat an einem der Fastnachtstage 6,000 Masken darin gezählt. Die Anzahl der kleineren Theater ist sehr groß, und sie stehen nebst dem Kriegswesen unter einem eigenen Collegium. Da seit Fastnacht von keinen profanen Dingen mehr die Rede seyn darf, so wird eine heilige Oper gegeben, und auch dem Hannswurst geben die heiligen Legenden reichen Stoff. Oft kommt er unter den Christen und Unchristen sonderbar genug vor. Neulich las ich auf einem Aufschlag-

zettel: „Gli Miracoli e il martirio della santissima vergine con buffo” *); ein andermal „La decollazione di S. Giovanni battista con buffo” **); und dann wieder: „La crudelta di Nerone tragedia spettacolosa con buffo” ***). Es ist sonderbar genug, wie lebendig das Andenken dieses Unholds noch immer in Italien ist: Giustizia di Nerone, Crudelta di Nerone****) sind alltägliche Sprüche in dem Munde des gemeinen Mannes.

*) *Die Wunder und der Martertod der allerheiligsten Jungfrau mit Hannswurst.*

**) *Die Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers mit Hannswurst.*

***) *Die Grausamkeit des Nero, eine spectaculöse Tragicomödie mit Hannswurst.*

****) *Neronische Gerechtigkeit; Neronische Grausamkeit.*

Noch in keiner Stadt habe ich so viele und so prächtige Fahrzeuge aller Art gesehen, als hier. Aufser den Kutschen steht eine zahllose Menge einspänniger Caleschen, die sehr niedlich und leicht sind, auf den meisten Plätzen, immer zu vermiethen bereit. Man kommt mit ihnen auf eine sehr schnelle Weise durch die Stadt, und nur das schreckliche Gedränge, nebst dem Rufen der Warnenden, wodurch man selbst oft in Verwirrung geräth, ist unangenehm. Dafs dem tollen Fahren durch die gedrängten Gassen nicht gesteuert wird, würde ich als noch einen grossen Fehler der Polizey rügen, wenn ich glaubte, dafs ein Verbot dieser Art bey dem so lebhaften Charakter des Volks durchgesetzt werden könnte; dabey haben die Leute durch Gewohnheit eine solche Gewandtheit erlangt, sich durchzudrängen und auszuweichen, dafs sich verhältnissmässig hier wohl weniger Unglücksfälle dieser Art zutragen mögen, als anderswo. Dafs der Corso sehr glänzend ist, werdet Ihr Euch leicht

vorstellen; oft sieht man vier bis fünf Bedienten hinter einem Wagen. Es ist unglaublich, wie die Menschen an dem schaaalen Vergnügen hängen, sich beständig auf den Gassen auf und niederfahren zu lassen. Mancher Edelmann darbt sich sein Mittagsmahl bis auf eine Schüssel Macaroni ab, um nur in dieser Reihe nicht zu fehlen. Der maskirte Corso ist eine der ersten Fastnachtslustbarkeiten. Alle Sonntags- und Donnerstags-Nachmittags erscheint eine Menge von Birutschen voll maskirter Personen in der grossen Strasse Toledo, und fährt einige Stunden lang darinn herum. In jedem Wagen haben sie einen Korb voll Dragées, die sie mit einem Löffel nach ihren Bekannten werfen, die ihnen begegnen oder auf den Balcons stehen. Diese erwidern den Angriff, und so wird der Krieg oft lange fortgesetzt. Eine Hauptvorstellung pflegt dem Schauspiel seinen Glanz zu geben. Neulich wollte man der Ungarischen Nation eine Ehre erweisen, deren Gesandte grade anwesend sind,

um dem König eine Schaumünze zu überreichen, die auf seine Anwesenheit in Pressburg bey der Krönung des verstorbenen Kaylers geschlagen worden ist. Die Noble-garde stellte also den Triumph der Ungarn vor, und ritt in prächtiger Kleidung vor einem hohen Triumphwagen, der mit allegorischen Personen besetzt war. Diese warfen ein auf die Feyerlichkeit verfertigtes Gedicht unter die Zuschauer aus. Der König pflegt an diesen Lustbarkeiten selbst Theil zu nehmen, und viele Tausende von Zuschauern füllten die Strasse. Es wird sehr gute Ordnung gehalten.

Es hat mir oft geschienen, als hätten die Italiäner den Sinn für das, was wir grosse und schöne Natur nennen, ganz verloren. Berge, Wald, Felsenufer, enge Thäler, wenn sie gleich mit den höchsten Reizen der Vegetation geschmückt sind, Alles dieses, was uns entzückt und erhebt, nennen sie schwarz und greulich,

und begreifen nicht, wie die sonderbaren Fremden an solchen Dingen Geschmack finden können. Eine unermessliche Ebene gilt ihnen für das schönste, weil es das reichste und belebteste ist, und weil sie darinn am schnellsten von einem Ort zu dem andern rollen können. Wenn der vornehme Italiäner einen Theil des Jahrs in einer Gegend, die wir schön nennen würden, auf einem einsamen Landgute zubringen sollte, so würde er sich für sehr unglücklich halten: Landleben nennt er es also, wenn er im Herbst auf etliche Monate aus der grossen Stadt in eine kleine, oder von Neapel nach Portici zieht, welches nur eine Stunde von der Hauptstadt entfernt ist und fast damit zusammen hängt. Der einzige Theil, worinn sie hier Geschmack zeigen, ist die Aussicht; denn gewöhnlich ist die Lage der Oerter, wo sie ihre Landhäuser haben, sehr reizend. Hier liegen sie fast alle auf dem Hügel Posilippo und an der Küste des Meeres zerstreut. Da man nicht gerne spaziert, so

ist der Mangel an Spatziergängen natürlich. Hier ist die Villa Reale der Einzige. Sie liegt an dem Meere, und hat eine herrliche Aussicht, besteht aber übrigens bloß aus einem elenden Gitterwerk, an dem einige verschnitzelte Ulmen und Reben hinauf laufen. In der Mitte steht der berühmte und schöne antike Grupp, der unter dem Namen des Farnesischen Stiers bekannt ist. Alle Gärten, die ich sonst noch gesehen habe, sind klein, und tragen das Gepräge des elendesten Schneider-Geschmacks, ja selbst der Königl. Garten zu Portici, in dem allein sich zur Noth noch spazieren läßt, besteht aus lauter graden Gängen zwischen Wintereichen, und selten sieht man einen andern Strauch.

Von der Sittlichkeit des Volkes entwürfe ich Euch gerne ein besseres Bild, als dasjenige, welches ich Euch in meinem letzten Brief aus Rom zeichnete; leider aber kann ich es nur wiederholen. Nach allen Seiten sind diese Menschen

von den ersten Gesetzen der Natur abgewichen, und fürchterlich straft sie den Frevel. Nicht blos eine Beule liegt vor der Stirne offen da, sondern das Gift ist durch den ganzen Körper gedrungen bis in seine kleinsten Adern und Nerven. Es soll in dem strengsten Verstande des Worts wahr seyn, daß ordentliche Ehen unter der Menge gar nicht mehr üblich sind, und daß die vollkommenste Zügellosigkeit eine der ersten stillschweigenden Bedingungen der Verbindung ist. Eine Frau, die den Antrag eines fremden Mannes als eine Beleidigung mit Unwillen von sich wies, würde als sehr ungesittet verschrieen werden. Ist ihr die Sache nicht anständig, so lehnt sie die angetragene Ehre durch irgend eine schickliche Entschuldigung höflich von sich ab. Eine anderweitige Verbindung oder einiger Aufschub sind die gewöhnlichsten Vorwände. Einen eifersüchtigen Ehemann hat kein Liebhaber leicht zu fürchten; vielmehr stehen beyde gewöhnlich in dem besten Vernehmen. Welch

einen Einfluß dieses allgemeine Verderben auf die Erziehung der Kinder habe, und haben muß, ist leicht abzunehmen; und ich kann auch in dieser Rücksicht nur bekräftigen, was ich Euch in meinem Brief aus Rom schon gesagt habe. Es ist entsetzlich, anzusehen, wie Eltern mit ihren Kindern umgehen, und wie sie sie verwahrlosen. Von dem höchsten bis zu dem niedrigsten Stande werden sie blos als eine Bürde angesehen, die Mutter, welche die Meisten verloren hat, wird für die Glücklichste gehalten, und niemand scheut sich sogar, diesen allgemein angenommenen Grundsatz zu behaupten. Man möchte sein Auge von jedem Menschen wegwenden, wenn man einmal in diesen scheußlichen Abgrund gesehen hat. Und da doch alles das so natürlich ist, eines immer so unabwendbar aus dem andern folgt, und dennoch die Menschen unsinnig und blind immer denselben von der Natur abführenden Weg fortlaufen; das ist schrecklich! Ach! laßt mich abbrechen; ich möchte

weinen und klagen, und was hilft es doch, wo menschlichen Augen alle Rettung verborgen ist.

In den Wissenschaften sind die Napolitaner, wie selbst ihre erklärtesten Vertheidiger gestehen müssen, hinter den übrigen Italiänern um ein volles Jahrhundert zurück. Dafs sie in den bildenden Künsten ihren Griechischen Ursprung nicht verrathen, habe ich schon vorhin gesagt. Am weitesten haben sie es in der Mahlerey noch gebracht. Die Gemählde ihrer Schule sind voll Feuer und reicher Erfindung, in den Meisten aber vermisst man Gefühl und Adel.

Es wird jetzt ein schon von Carl III angefangenes Gebäude vollendet, worin alles, was der König von Werken der alten Kunst besitzt, aufgestellt wird, und junge Leute dann nach den grossen Mustern arbeiten sollen. Die ehemalige Farnesische Sammlung, die von Rom hiehergekommen ist, steht zum Theil schon darinn, theils

aber in der Porzellainfabrik, wo die Stücke, die dort sind, auch als Muster dienen. Es ist mir indessen auffallend gewesen, daß Deutsches Porzellain, ohne nach solchen Mustern verfertigt worden zu seyn, an Materie, Form und Mahlerey weit schöner ist, als das hiesige. — Die höchst merkwürdige Sammlung der Sachen, die in Herculanum und Pompeji gefunden worden sind, ist in dem Museum zu Portici. In Pompeji sind wir neulich gewesen, und ich brauche Euch nicht zu sagen, daß dieser Tag nicht der gleichgültigste unserer Reise gewesen ist. Ein eigenes Gefühl ergreift Euch, wenn Ihr auf den Strassen in manchen noch unversehrten Gebäuden der Alten auf und ab wandelt, und nichts als die Menschen vermißt. Es wird noch immer fortgearbeitet, und man fährt auch fort, die gefundenen Schriften, so weit ihr Zustand es erlaubt, mit unsäglichlicher Mühe zu entziffern. Bisher hat man indessen noch nichts gefunden, was die Arbeit belohnt.

Die königliche Gemälde-Sammlung ist in dem Schloß Capo di Monte, welches auf einem Hügel an dem nördlichen Ende der Stadt liegt. Carl III. ließ es erbauen: erst als es beynahe fertig war, bemerkte man den Mangel des festen Grundes und des Wassers; dazu hatte man auch die Treppe vergessen. Es ist daher nie vollendet worden, und dient bloß zu der Aufbewahrung der Gallerie. Die meisten Gemälde sind aus den ehemaligen Farnesischen Sammlungen in Parma und Rom. Carl III. ließ sie hieher bringen, sie haben aber theils durch die Versendung, und theils, weil sie fast bis auf diese Stunde in Kisten über einander gepackt gelegen haben, viel gelitten. Dafs in dieser Sammlung viele herrliche Bilder sind, ist bekannt.

Aus der Vorstadt Chiaja führt gegen Puzzuoli die berühmte Grotta di Posilippo, ein neun hundert Schritt weit durch den Berg gehauener Weg, der gewifs einzig in seiner Art ist, und

dessen erster Anblick einen erstaunlichen Eindruck
 auf mich gemacht hat. Wenn Ihr in dieses Fel-
 senthor hinein tretet, so scheint Euch der Aus-
 gang kaum erreichbar entgegen. An zwey Stel-
 len geben Oeffnungen, die wie Fenster durch den
 Berg gehauen sind, ein dämmerndes Licht, aber
 in der Mitte herrscht dicke Finsterniß. Dort ist
 eine Capelle mit einem Madonnenbilde, das von
 den Almosen der Vorübergehenden beständig er-
 leuchtet wird. Dampf schallts durch die ganze
 Grotte das Rollen der Wagen, das Rufen der
 Warnenden und die Stimme des Knaben, der
 um Licht für seine Madonna bittet. Hin und
 wieder scheinen Fackeln, wo eine Kutsche durch-
 fährt. Aus dieser Grotte gelangt man bald in
 die berühmten Phlegräischen Gefilde. Da ist der
 See Agnano zwischen lieblichen Hügeln, die
 sich bis an das mit Pappeln bekränzte Ufer hinab-
 senken. Kleiner ist der See Astroni, aber umge-
 ben mit schöner Castanien - Waldung, wo der
 König sich oft mit der Jagd der wilden Schweine

ergötzt, die hier gehegt werden. Weiterhin ist die stets dampfende Solfatara, die Stadt Puzzuoli, das alte Puteoli und die Ruinen von Bajae, welches durch seine reizende Lage bey den Alten so berühmt war. Schön liegt in einem tiefen Becken der unergründliche Averno. An seinem Ufer sind in einem Wald, der sich bis in die Gewässer des Sees hinabsenkt, die Trümmer eines Tempels des Apollo. Auf der andern Seite ist die sogenannte Grotte der Cunäischen Sybille. Ich sage Euch von Allem diesen eben so wenig, als von den Elisäischen Gefilden, den vielen Dunst- und Schwefelbädern und von unsern Wanderungen nach dem Misenischen Vorgebirge und dem alten Linternum, weil Ihr darüber an einem andern Ort umständlichen Bericht erhalten werdet. Laßt Euch also genügen und lebt wohl!

Neunter Brief.

Neapel, den 10ten März

1792.

Freuet Euch mit uns! Was wir kaum zu hoffen wagten, ist geschehen. Der Vesuv hat uns seine ganze furchtbare Herrlichkeit offenbart. Schon seit dem 25ten des vorigen Monats kündigten schwarze Dampfwolken, die abwechselnd und stärker als gewöhnlich aus dem Schlunde emporstiegen, den Ausbruch an; da aber die Sache in der gegenwärtigen Jahreszeit etwas nicht ganz gewöhnliches ist, so mochten wir uns auch nicht mit vergeblichen Hoffnungen schmeicheln. Wir hatten unsere Wanderschaft nach dem Crater auf den 27sten bestimmt, und fuhren also den Mor-

gen nach Portici, welches Neapel gegenüber an dem Fusse des Berges liegt.

Der Vesuv hebt sich auf der Ostseite des Neapolitanischen Meerbusens aus dem Meere und der Campanischen Ebene allmählich empor, und hat an seinem Fusse ungefähr 24 Italiänische Meilen (8 Stunden Weges) im Umfang. Bis gegen die Mitte seiner Höhe gehört er zu den fruchtbarsten und lachendsten Gegenden Italiens. So kannten ihn auch schon die Alten, und Strabo, der zu Augusts Zeiten lebte, hat uns in dem ersten Buche seiner Erdbeschreibung ein so merkwürdiges Gemählde von ihm hinterlassen, daß es Euch vielleicht nicht unangenehm seyn wird, die ganze Stelle hier zu lesen.

„Diese Gegenden beherrscht der Vesuv, ein Berg, der mit den fruchtbarsten Gefilden umgeben ist. Er hat keine Spitze, sondern der Gipfel ist grösstentheils eben und ganz unfruchtbar; der Grund scheint Asche, und verschiedene Höhlen, die man in dem Berge findet, sind

„voll von Röhren und Steinen, die eine ruffichte
 „Farbe haben und vom Feuer wie durchfressen
 „scheinen. Es läßt sich daher vermuthen,
 „daß die Stellen ehemals gebrannt und Feuer-
 „Schlünde enthalten haben, deren Flamme in
 „der Folge mit dem Stoff ausgegangen ist.“ *)

So lange also hatte der Berg geruht, daß so-
 gar das Andenken von seinen frühern Ausbrü-
 chen verloren gegangen war, und nur Asche und
 Laven noch davon zeugten. In dem Jahr 79
 endlich ereignete sich die berühmte und merk-

*) *Super haec loca situs est Vesuvius mons,
 agris cinctus optimis: demto vertice, qui magna
 sui parte planus totus sterilis est, adpectu cinereo,
 cavernasque ostendens fistularum plenas et lapi-
 dum colore fuliginoso, utpote ab igni exesarum,
 ut conjecturam facere possis, haec loca olim arsisse
 et crateras ignis habuisse, deinde materia deficiente
 restincta fuisse. — Ich habe nur diese lateinische
 Uebersetzung des Strabo's vor mir.*

würdige Veränderung, die den neuen Crater bildete, und dem älteren Plinius sein Leben kostete. Die ganze Ebene, wovon Strabo spricht, fiel ein, und vergrub die Städte Herculanium und Pompeji in Asche. Nur ein Theil der Rinde des alten Craters blieb auf der Nord- und Ost-Seite in Gestalt eines Halbzirkels stehen, und bildete zwey Gipfel, die jetzt Somma und Ottajano heißen. Niedriger stand auf der Südseite der Kegel und Crater des neuen Vulcans, der sich aber nach und nach so aufgeworfen hat, daß er jetzt die beyden andern Spitzen beherrscht. Zwischen beyden ist ein Thal der Fuß des neuen Vesuvs geworden, dessen Umfang hier noch 36,856 Pariser Fuß beträgt. Der Crater ist über dieses Thal noch 743 und über die Fläche des Meeres 1677 Pariser Fuß erhoben. *)

*) Bey dem neueren heftigen Ausbruch von 1793 ist der ganze Kegel eingestürzt und hat eine andere Gestalt bekommen.

So viel von der Geschichte und Gestalt des Vesuvs. Der traurige Untergang der Städte Herculanium und Pompeji hat die Menschen nicht abgeschreckt, sich auf dieser reizenden Küste wieder anzubauen. Sie ist in einer Strecke von mehreren Stunden mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Dörfern besetzt, die zusammen einer grossen, wohlgebaueten Stadt gleichen, und der ganzen Gegend einen Anstrich von ungemeiner Lieblichkeit geben. In Portici bekam jeder von uns einen Esel mit einem Treiber, welche letztere sich hier insgesammt Ciceroni nennen. So beritten trippelten wir den Berg hinan, eine Reuterey, die keinen von uns mehr erfreute, als unsern kleinen Ernst, der in diesem Augenblick alle Vulcane der Welt nicht für seinen Esel genommen hätte.

Die Luft war trübe, und der Wolken - Himmel lag schwer auf der fernen Höhe des Meers. — Feyerlich stille war der Ausdruck der ganzen Natur, wie bey einem drohenden Wetter. — Der

Dampf stieg immer stärker und dicker aus dem Berge herauf, und hing jetzt über ihm wie eine schwarze Donnerwolke; dann und wann hörten wir Schüsse wie einer entfernten Canone — Bald wurden die Schüsse anhaltender und heftiger, und mit einemmale schoß eine hohe Säule von schwarzem Dampf und in dem Dampf ein Hagel von glühenden Steinen aus dem Schlunde empor. Dieses war der Anfang des Ausbruchs. Zwischen Weingärten, welche die vortreffliche *Lacrima* hervorbringen, hatten wir die Hälfte des Weges vollbracht, und befanden uns jetzt auf dem weiten Felde der erkalteten Lava-Ströme, das bis an den Fuß der Haupt-Spitze reicht. Schrecklich ist der Anblick dieser wüsten Fläche, die ganz bedeckt mit den schwarzen Trümmern der Erde überall nur Verwüstung und ewigen Tod zeigt. Hier keimt kein kleines Moos, kein Epheu schlingt sich um den nackten Stein, und auch kein kleiner Vogel verirrt sich in diese Wüste. Alles ist öde, eine schwarze Leiche der Natur.

Um so freundlicher erschien uns die Wohnung der beyden Einsiedler in dem Thale zwischen dem Vesuv und Somma. Umgeben mit hohen Linden und allerley Grün, hat sie eine der schönsten weitesten Ausichten, die eine Wohnung haben kann. Hier lag der Meerbusen von Neapel mit der grossen Königsstadt zu unsern Füßen; dort die weite Ebene Campaniens, angefüllt mit Städten und Dörfern und geschmückt mit der herrlichsten Fülle der Natur; in der Ferne die hohen Schneekuppen unserer getreuen Appenninen; jenseits über Neapel dehnten sich die freundlichen Busen von Baja und Gaëta. Die Bucht von Terracina, das Circejische Vorgebirge und die Inseln Ponza und Ventotiene entdeckten wir noch durch den grauen Nebel. Ischia, Procita und Capri lagen vor uns, wie hineingefäet in das Meer, und weit über sie hinaus schloß die unabsehbliche Höhe des Oceans die Ausicht. — So kann die Natur hier erstorben scheinen bis in ihre geheimsten Winkel; aber herrlich und hehr steht

sie dort wieder auf, und ergießt ihr reiches Horn über den Menschen, daß er nirgend mangle der Fülle ihres Segens und ihrer Reize, und jetzt taumelnd vor Wonne nach dem bekränzten Thyrsus greife, wo er eben noch nach dem Gewande sich umfah, sein Antlitz zu verhüllen. — Der Platz wäre wohl schön gewesen für einen wahren Einsiedler; diese sind hier aber nicht, sondern ein Priester aus Genua, der 32 Jahre lang als Sprachmeister durch ganz Europa gereist ist und ein Layenbruder aus Paris halten vielmehr ein Wirthshaus zum Behuf der Fremden, die den Vesuv besteigen. Sie stehen dabey sehr gut, und scheinen beyde der Welt nicht ganz entsagt zu haben.

Nicht weit von hier mußten wir unsere Esel zurücklassen. Der Weg über die Laven ist sehr beschwerlich: nur selten geht man auf dem festen erkalteten Strom, sondern an den meisten Orten ist die Rinde durchbrochen, und die schar-

sen eckigen Trümmer liegen Haufen bey Haufen, so das man nirgend einen festen Tritt hat. Als wir endlich den Fuß des eigentlichen Vulcans erreicht hatten, ward der Weg noch viel mühsamer, weil die ganze Oberfläche des Berges mit so tiefer Asche bedeckt ist, das man die steile Höhe mehr hinanwaten als gehen muß; doch leisteten uns hier unsere Wegweiser gute Dienste, indem sie ein Schnupftuch um den Leib banden, woran wir uns hielten und so von ihnen hinaufziehen ließen. — Ungefähr auf der Hälfte unsers Weges zu dem Crater mußten wir stehen bleiben, weil die glühenden Steine unsern Füßen sehr nahe hinabrollten, und uns zu zerschmettern drohten, wenn wir uns noch weiter hinaufwagten. Wir setzten uns auf ein ungeheures Felsenstück, welches der Vesuv in einem seiner heftigsten Ausbrüche so weit geschleudert hatte. Hier saßen wir ein paar Stunden, und weideten uns an dem großen Schauspiel, welches ohne Nebenbuhler in der Natur ist.

Unter unsern Füßen hörten wir wie den unausgesetzten Donner der Canonen, und einmal zählten wir 28 Schüsse, wovon der folgende immer ertönte, ehe das dumpfe Getöse des vorigen ganz verhallt war. Jedesmal zitterte der ganze Berg, und spielte mit dem ungeheuern Stein, auf dem wir saßen. Eine dicke Dampf-Säule stieg nach der andern und ein Hagel von glühenden Steinen nach dem andern in die Lüfte empor. Helle Blitze fahren zuweilen aus dem Schlunde auf, und erleuchteten die schwarze Dampf-Wolke, die sich immer mehr und mehr über dem Berge ausbreitete. Wie bey dem heftigsten Ungewitter ein flammender Wetterstrahl den andern zeugt, ein Schlag dem andern folgt, und jetzt ein dichter Hagel die Fluren verwüßt, so wüthete der Berg und so prasselten die ausgeworfenen Steine an dem jähren Abhange hinunter bis zu unsern Füßen. Jemand von unsern Leuten holte uns einen der noch dampfenden Steine; er war so heiß, daß wir alle uns daran wärmen konnten. Als

etwas Sonderbares bemerkten wir, daß alle groſſe Steine, die der Berg auswarf, die Geſtalt eines Ellbogens hatten.

Es dauerte lange, ehe wir uns entſchließen konnten, unfere ſchöne Stelle zu verlaſſen. Der Rückweg war faſt noch ermüdender als das Steigen, weil der Abhang ſehr jäh ſiſt, und man bey jedem Fuſtritt bis über die Waden in die Aſche ſinkt. Wer mit Schuhen hinaufgeht, kommt gewöhnlich baarfufs hinunter, und der Regel nach muß man dem Vulcan ein paar Stiefeln opfern, wenn man es unternimmt, ſich ſeinen Myſterien zu nähern. — Wir gelangten indeſſen bald wieder zu unſerer Einſiedeley, lieſſen uns ein kleines Mahl trefflich ſchmecken, und ich muß geſtehen, daß die Lacrima der geiſtlichen Herrn ihrem Geſchmack Ehre macht. Auf dem Rückwege weideten wir uns an der herrlichen Ausſicht, und kamen mit Einbruch der Nacht wieder nach Neapel. Noch denſelben Abend gingen wir

an den Strand. Jetzt loderte die Flamme hell aus dem Schlunde auf; die Gluth der Steine stieg hoch in die Lüfte, rollte an dem Abhang wieder hinunter, und die stark erleuchtete Dampf - Wolke brütete über dem Berge.

Noch zweifelte man, ob es, wie häufig zu geschehen pflegt, bey diesem kleinen Tumult bleiben, oder wirklich zum Fluß der Lava kommen werde. Diese machte sich in der Nacht ihre Bocca (so heist man die Oeffnung in dem Berge, wodurch die Lava ihren Ausweg nimmt) und den Morgen auf unserm Spatziergang zeigte uns der Dampf, der sich weit in das Meer hineinstreckte, den ganzen Lava - Strom. Auf unserer einsamen Klippe, die etwa zwey gute Stunden von dem Vesuv entfernt seyn mag, saß ich heute mit unserm N — sehr lange. Wir hörten deutlich das unausgesetzte Getöse in dem Berge, welches sich unter das Geräusch der Wogen mischte, und freuten uns des Schicksals, das uns

zu Theil geworden ist, so große Dinge zu sehen.

An dem Abend desselben Tages erblickten wir zum Erstenmale das Schauspiel, woran wir uns seitdem täglich weiden. Aus ihrer Bocca, die nicht weit unter dem Gipfel ist, bricht die Lava hervor, und stürzt, wie ein glühender Wasserfall, den schwarzen Berg hinab. Aus dem Schlunde lodert die Flamme auf und spielt mit der Gluth der Steine. Hochroth steigt der Dampf über dem Strom der Lava und dem Schlund auf, steht in einem großen Bogen über dem Berge, und verliert sich allmählig in der Finsterniß der Nacht. Die kleinen krausen Wellen werden Purpur in dem hellen Widerschein, und vergessen ihrer Natur, um mit dem erborgten Glanz eines fremden Elements zu prahlen. Eine tiefe Stille herrscht dann auf diesem, bey Tage so geräuschvollen Platz, und niemand neidet uns den Anblick des herrlichen Schauspiels. Die meisten Fremden sehen es aus ihren Fenstern, und die

gutmüthigen Napolitaner sind ihrem Buffo zu hold, um ihn gegen solche, wo nicht alltägliche doch alljährliche Dinge zu vertauschen. Nur zuweilen röthet ein kleiner Kahn sich in den Purpurwellen, und ein später Fischer mischt sein Abendlied unter das Geräusch der Wogen. Bey Tage beschäftigen uns auf unsern Spatziergängen die tausendfachen Gestalten der Dampf-Wolke. Oft steigt sie senkrecht aus dem Schlund empor, und liegt in Gestalt eines Dreyecks auf dem Strom der Lava. Strahlen schießen aus dem Mittelpunkt, und vermischen sich kräuselnd in die heitere Luft. *) Bald ist der halbe Berg in schwarzen Dampf gehüllt, und bald breitet er sich wie-

*) Diese Form hat man zu den Abbildungen des Sinai gebraucht. Ueberhaupt haben Dichter und Mahler nichts so gut zu nutzen gewusst, als die Vulcane. Milton z. B. hat gewiss die schönsten Bilder des ersten Buchs seines Gedichts blos dem Vesuv zu verdanken.

der über den dritten Theil des Himmels, und ruht nur auf der dicken Säule, die aus dem Schlunde emporsteigt.

Freytags den 3ten waren einige unserer Bekannten in der verfloßenen Nacht auf dem Vesuv gewesen, und erzählten uns so schöne Dinge, daß wir gleich beschloßen, das Abentheuer auch zu versuchen. Wir setzten uns also gegen Abend in einen Kahn, und fuhren hinüber nach Portici. Die Luft war stille und heiter. So wie die Abendröthe in dem fernen Westen mehr hinunterfank, ward die Gluth der Lava immer heller, und auf der glatten Welle kämpfte der blutige Widerschein von dem Berge mit dem freundlichen Silberschimmer des Mondes. Es war bey nahe acht Uhr, als wir in Portici anlangten, und wir fanden bald wieder Esel, um uns hinauf zu bringen. — Noch einmal muß der matte Erzähler hier um Nachsicht bitten, wenn er es unternimmt, ein Schauspiel zu beschreiben, welches

weit über alle Worte erhaben ist. Was die feurigste Phantasie sich für Bilder nur schaffen kann, um Alles, was groß und furchtbar ist, mit einander zu verbinden, verliert sich hier in einem leeren Traum und verschwindet, ein lustiges Hirngespinnst, in den fernen Hallen der Erinnerung.

So wie wir aus den Straßen von Portici in die Gärten gekommen waren, sahen wir mit einemmale wie ganz nahe vor uns den Strom der Gluth groß und breit von der Spitze des Berges bis weit in die Wüsteneyen der ältern Lava sich hinab wälzen.

So wie die Schnee-Lawine, mit Schrecken gewaffnet, von dem Könige der Savoyischen Alpen sich plötzlich ins Thal stürzt, eine öde Zerstörung hinter sich zurücklassend, abgerissene Felszacken und zersplitterte Tannen liegen wild und schaudervoll umher; so stürzt hier der gewal-

tige Flammenstrom aus dem Rachen des Berges, und so liegen rechts und links ungeheure Feuerklumpen in der todten Asche.

Als wir der Einsiedeley näher gekommen waren, fanden wir den Schauplatz wieder verändert. Da begränzte der breite Feuerstrom von der Spitze des Berges bis tief unter uns die Aussicht. Dicke Finsterniß herrschte auf unserer Seite, die in eine schwarze Wolke wie verhüllt war; auf der andern schien der ganze Berg nur eine Masse von Gluth und Flammen. Strahlen von glühenden Steinen schossen zuweilen aus dem Strom seitwärts hervor, und begruben sich zwischen den Lavahaufen, und hochauf wölbte sich der feurige Dampf und röthete den Himmel.

Wir mußten unsere Esel wieder nahe bey der Einsiedeley zurück lassen, um der Lava nahen zu können. Obgleich wir nicht so hoch zu steigen brauchten, als das vorigemal, war der

Weg doch beynahe noch ermüdender, weil wir durch die großen Haufen von losen und scharfen Steinen quer durchgehen mußten, und der Schein der Fackel das Tageslicht nicht ersetzte. — Das Schiessen in dem Berge hatte aufgehört, dagegen aber wechselte beständig ein naher unterirdischer Donner mit dem lauten Saufen der Windsbraut. — Wie ein wirbelnder Orkan plötzlich über der ruhigen See entsteht; finstere Nacht hängt über dem Meere, und wird nur zuweilen durch die Flamme des Wetterstrahls zu einem fürchterlichen Tage! Das hohe Rollen des Donners mischt sich unter das Brausen des Sturms und der Woge, die, einem Berge gleich, sich gegen das Ufer wälzt, und mit lautem Geheul schäumend an der schwarzen Klippe bricht: krächzend sucht der Rabe unter der hohen Eiche einen unsichern Schutz; der Schwan birgt sich in dem dichten Schilfgebüsch, und die graue Meve schwebt über der steigenden Welle, und taucht den behenden Fittig in die nasse Fluth. Ohn.

mächtig er sinkt der bange Bewohner der Küste unter der Last des erstickenden Süds und fleht mit ängstlichem Gebet gen Himmel, für den Säugling, der sich an der Brust der kaum athmenden Mutter windet. So schienen auch durch diese fürchterliche Nacht alle Elemente in schrecklichen Kampf, und ein Schauer durchdrang uns nach dem andern. Der Berg schien in seinen Grundfesten zu beben: unter uns ewiger Donner und Sturm; oben die schreckliche Flamme, die sich hoch aus dem Schlunde empor schwang und das Licht unserer Fackeln verlöschte; dann der Hagel der glühenden Steine, die prasselnd an dem Berge hinabrollten, und der rothe Dampf, der sich über dem uns jetzt unsichtbaren Strom der Lava kräuselnd in die Lüfte hob. Mir war, als sollte kein Tag und keine Nacht mehr seyn, und die glühende Fluth der Flammen jetzt liegend die Stelle des Oceans einnehmen. So vereinigten sich hier alle Schrecken der Natur, um den stolzen Sterblichen an sein Nichts zu erinnern, und

vor der schonenden Allmacht in den Staub zu werfen.

Wir waren jetzt an dem Fuß der Lava, konnten aber den Haupt-Strom nicht erreichen. Ueber uns ward der Fluß zwischen großen erkalteten Lavahaufen aufgehalten, und schien ein See von Gluth und Flammen. Nahe bey uns sahen wir keine fließende Lava, sondern nur einen Arm von glühenden Steinen, die neben uns hinabrollten, und woran unsere Führer ihre Stäbe anzündeten. Jeden Augenblick schoß ein Feuer-Strahl aus dem Haupt-Strom und dem glühenden See zu unsern Füßen hinab. Ein weites Feld von feurigen Steinen und glimmender Asche umgab uns fast ringsum. Neben uns war ein Arm der Gluth, dessen obere Rinde eben erkaltet war. Wir folgten unsern Führern, welche hinauffstiegen, und standen jetzt auf einer schwarzen Brücke über dem Feuerstrom. Die helle Gluth schien durch die Ritzen, und so wie man mit einem Stabe eine kleine Oeffnung machte,

loderte er in Flammen auf. Bey der augenscheinlichen Gefahr wäre es nicht rathsam gewesen, sich lange hier aufzuhalten, wenn es uns auch sonst die erstickende Hitze möglich gemacht hätte. Unsere Wegweiser zeigten uns Lava von dem August 1790 *), die noch so heiss war, dass wir in der Tiefe eines halben Fusses unmöglich die Hand daran halten konnten. Auf dem Rückwege hatten wir das Unglück, uns zu verirren, und liefen Gefahr, die ganze Nacht zwischen den scharfen Lava-Trümmern herumwandern zu müssen, wenn unsere Führer nicht zu gutem Glücke den Weg noch wiedergefunden hätten. Es war zwey Uhr, als wir ernsthaft und nachdenkend in der Einsiedeley wieder anlangten, und mit dem Purpursaft der edlen Frucht des Berges unsere ermüdeten Glieder stärken konnten.

*) *Relata refero!*

Gegen 5 Uhr Morgens fingen wir an, den Berg wieder hinab zu steigen, erreichten Portici bald, und machten uns zu Fusse auf den Rückweg nach Neapel. Jetzt war auch der Mond untergegangen, der mir in dieser Woche zum erstenmale in meinem Leben lästig gewesen ist. Noch weit heller war der grofse Lava - Strom; die ganze Dampf - Wolke schien Feuer und hing über dem hellerleuchteten Berge; langsam verhallte uns der unterirdische Donner, und in dem werdenden Morgenroth fing die helle Gluth an zu schwinden, als wir in Neapel wieder anlangten. Es war 6 Uhr, als wir nach Hause kamen, und uns, müde wie wir waren, gleich zur Ruhe legten.

Zehnter Brief.

Rom, den 15ten April

1792.

Ich habe dem Reiz, die Charwoche in Rom zuzubringen, nicht widerstehen können, und bin deswegen seit 14 Tagen hier. Noch keine Reise ist mir so reichlich belohnt worden, als diese, und ich eile deswegen, Euch von dem, was ich gesehen und gehört habe, einiges mitzutheilen.

Alle Feyerlichkeiten der heiligen Woche geschehen in der Peterskirche, dem Vatican und der dazugehörigen Sixtinischen Capelle. Diese berühmte Capelle ist ein längliches Viereck, und giebt an Grösse vielen Kirchen nichts nach.

Durch einen Corridor, der dem Frauenzimmer bestimmt ist, wird sie in zwey Theile getheilt. In dem hintern Theil ist ein sehr einfacher Altar, ein Thron für den Pabst und Sitze für die Cardinäle. Noch zwey Bänke sind für die Ordensgeneräle und anwesenden Bischöfe. Für Fremde ist nur weniger Raum. Bey jeder Feyerlichkeit bildet die Schweizerwache einen Kreis um die Thüre, und verstattet Niemanden den Eintritt, dessen Kleidung nicht einen höheren Stand verräth. In den inneren Raum der Capelle kommen gar nur die angesehensten Leute; indessen glückte es mir, unter dem Schatten der grossen blauen Bänder meiner Münsterischen Freunde jedesmal als eine Person von dem ersten Range mit durchzuschlüpfen. — Politisch merkwürdig ist diese Capelle, weil bey der Pabstwahl die Cardinäle sich darinn zu dem Scrutinium versammeln; noch merkwürdiger ist sie dem Künstler, weil sie bis auf wenige Theile ganz von Michel Angelo Buonaroti al fresco gemahlt, und in dieser

Gattung das größte Denkmal ist, welches man von ihm hat. Keine Figur, kein Strich verläugnet die Meisterhand des Mannes, der das blühendste Zeitalter der Kunst vom Anfang bis zu Ende durchlebt hat, ohne sich selbst zu überleben. Ueberall staunt man den Colossen an, den größten vielleicht, den das Jahrhundert hervorgebracht hat, den Mann, der zugleich Bildhauer, Mahler, Baumeister und Dichter war, in keinem dieser Fächer der Letzte und in mehr als einem der Erste. Schade, daß die Grazien, ungehalten über den gewaltigen Geist des Mannes, sich mit ihrer ganzen Allmacht allein dem göttlichen Raphael an die Seite stellten, und ihm so den größten seiner Siege, den Sieg über Michel Angelo zu Wege brachten. So wie Raphael durch die sanften Gefühle von Liebe und Innigkeit, die er durch jeden Pinselstrich erweckt, gleich an sich erinnert, und man nach ihm sich umsieht, um Hand und Herz mit ihm zu theilen: so erstaunt man dagegen nur vor Michel Angelo, und scheut,

ihn anzureden. Seine Bildsäulen sind von einer so bewunderungswürdigen Richtigkeit und Wahrheit, daß sie alle Werke neuerer Kunst weit hinter sich zurücklassen; dabey aber sind sie auch so hart und steif gearbeitet, daß man sie neben einer mittelmäßigen Antike nicht ansehen mag. Auf gleiche Weise ist auch in seinen Gemälden keine Spur von Grazie oder nur Gewandtheit, und selbst seine Gebäude tragen neben dem ihnen eigenen Charakter der GröÙe und Majestät einen finstern Ausdruck. — Den ganzen Hintergrund der Capelle nimmt das berühmte jüngste Gericht ein, vielleicht das größte Gemälde in der Welt. Seinem Genie gemäß wählte Michel Angelo den Augenblick der Ankunft des Richters. Alles athmet Schrecken, und selbst die Mutter, die den Blick des Liebenden nur kannte, verbirgt ihr Antlitz an seiner Brust. Märtyrer erscheinen zu beyden Seiten, und zeigen zu ihrer Rechtfertigung die Werkzeuge ihrer Quaal. Selige steigen hinauf und Verdammte hinab; begreifen läßt sich

es aber von Michel Angelo, und nur ihm muß man es verzeihen, daß beyde Theile sich nicht wohl von einander unterscheiden lassen. Unten steigen Todte aus der Erde auf, um andere bildet sich eben der werdende Leib. Engel suchen den Menschen hinauf zu helfen und Teufel sie mit sich hinab zu ziehen; hierüber entsteht ein Kampf zwischen Beyden. Sehr unschicklich erscheint hier der Styx und Charon mit dem gefüllten Kahn. Eine so ungeheure Idee, wie diese, ist gewiß nie gemahlt worden, und auch nur Michel Angelo konnte sie zugleich fassen und mahlen. Die Kunst, womit die unzählige Menge von Figuren unter einander gruppiert und doch zu solch' einem Ganzen verbunden sind, daß man das colossalische Bild mit einem Blicke fassen kann, übersteigt vielleicht alles, was vorher und nachher geschehen ist. Sieht man dabey die gewaltige Kraft und den Ausdruck, der über jede Figur ergossen ist, so muß man staunen über diesen Riesen seines Jahrhunderts, und vergißt

über dem ersten Staunen auf dem ganzen Bilde auch nur einen Kopf zu suchen, den Raphael oder Guido gemahlt haben könnte. Kenner bewundern die Richtigkeit der Zeichnung, und behaupten, daß fast jede einzelne Figur in dieser Rücksicht als Muster dienen könne. — Das Colorit ist sehr roth, hat aber auch durch die Zeit viel gelitten, die Umrisse scheinen mir zu scharf und eckicht. Ueberhaupt glaube ich, daß man Michel Angelo in seiner ganzen Gröfse wie in seinen Mängeln nicht besser kennen lernen könne, als aus diesem Bilde. Als es bald fertig war, kam ein feister Cardinal, der zu den ersten Staatsbedienten Pauls des Dritten (Farnese) gehörte, um es zu besehen. Die vielen nackten Figuren gaben ihm ein solches Aergerniß, daß er dem Pabst Vorstellungen darüber machte, und Michel Angelo einige Stellen überstreichen mußte. Dafür stand aber unsere Eminenz den folgenden Tag unter der leibhaften Gestalt des Satans auf dem Gemählde. Die Sache ward bald ruchtbar in ganz

Rom, und kam zu den Ohren des Cardinals selbst. Kaum hatte dieser sich durch eigenen Augenschein von der Wahrheit des Gerüchts überzeugt, so lief er zu dem Pabst, und bat um einen Strafbefehl gegen Michel Angelo, die ärgerliche Aehnlichkeit von dem Bilde zu tilgen; Paul der Dritte aber entschuldigte sich mit dem Vorwande, daß seine Gewalt sich zwar über das Fegfeuer, nicht aber über die Hölle erstrecke, und so mußte der Cardinal sich zuletzt auf das Bitten legen. — An der Decke der Capelle sind einige Augenblicke der Schöpfung und des Sündenfalls gemahlt, die ebenfalls zu Michel Angelo's größten Gedanken gehören, und selbst Raphael, als er hernach in den Logen denselben Gegenstand bearbeitete, zum Theil geleitet haben. An der Seite wechseln Figuren von Propheten und Sybillen, deren einige an Kraft und redender Wahrheit fast Alles übertreffen, was ich bisher gesehen habe. — Doch fast vergesse ich über Michel Angelo und seinen Werken, was ich Euch von der

Feyer der Charwoche sagen wollte. — Wenn Ihr alles erklärt und die Empfindungen eines ehrlichen Protestanten dabey treulich aufgezeichnet sehen wollt, so schlägt nur Volkmann und Bernouilli auf; ich werde mich damit begnügen, nur einiges auszuheben, was mir besonders aufgefallen ist.

Die Segnung der Palmen an dem Palmensonntage, die Fußwaschung an dem grünen Donnerstage, die Speisung der Armen u. d. g. sind Dinge, um derentwillen ich ein andermal keinen Schritt thun würde. Ceremonien an ihrem Platz thun auf mich wie auf einen andern ihre Wirkung; wenn aber alles zum bloßen Schauspiel herabsinkt, und es blos darauf ankommt, daß ein Jeder wohlgelernt habe seine L e c t i o n, so werde ich unwillig. Lebendige Vorstellung soll die lebendigste Erinnerung bewirken; wer aber könnte sich wohl hier bey der Erinnerung des Vergleichs enthalten, und was kann entstehen aus dem Vergleiche, als bitterer Spott?

Das Miserere läßt alles, was ich bisher von Kirchenmusik gehört habe, weit hinter sich zurück. Es wird den Mittwoch, Donnerstag und Freytag Nachmittags nach der Vesper in der Capelle aufgeführt. Ich war jedesmal mit dabey, und der letzte Eindruck blieb dem ersten gleich. Die Cardinäle waren jedesmal und an dem Charfreytag auch der Pabst zugegen. Auf einem Balcon sind etwa 40 Sänger, die anfangs die Vesper wie gewöhnlich abfingen; dann werden plötzlich alle Lichter ausgelöscht; der Pabst verläßt seinen Thron und kniet vor dem Altar, so wie die Cardinäle vor ihren Sitzen mit abgewandtem Gesicht; es entsteht eine tiefe Stille, und 4 Stimmen, die Reinsten, die ich je gehört habe, heben den Gesang an. O, der unbeschreiblichen Harmonie, wie da Alles in einander fließt und stimmt! Bald hört man nur den leisen klagenden Jammer des einen, dann greifen die andern wieder ein, und so walt der Trauergefang, bis am Ende jeder Strophe alle Stimmen sich vereinigen. In

der folgenden Strophe antwortet immer das ganze Chor, und wenn sie gleich in dem stärksten Bass ganz gewöhnlich weggesungen wird, so thut dieses doch zwischen der stillen fließenden Klage der andern keine widrige Wirkung. Mir ward die Stelle unsicher unter den Füßen, und ich beneidete den Pabst und die Cardinäle wohl zum erstenmal in meinem Leben um ihren ruhigen Platz, so gerne hätte ich mich hinwerfen, mich satt weinen und klagen mögen. Nie hat mich etwas so ergriffen und bewegt, wie dieser Gesang. Himmlisch muß die Seele des Mannes gewesen seyn, der eine solche Harmonie zuerst erfinden konnte. — In der neuern Kirchenmusik der Italiäner liegt nichts von jener hohen Salbung der älteren, die alle Nerven so zu erschüttern vermag, und bloß Ueberlieferung erhält diesen Gesang hier in einer solchen Vollkommenheit, daß man ihn nachzuahmen an jedem andern Orte vergeblich versucht hat. Bey den meisten andern Gelegenheiten würde man durch die Musik

das Theater kaum von der Kirche unterscheiden können. Sonderbar ist es, daß der gewöhnliche Gesang der gemeinen Italiäner höchst unangenehm und schreyend ist, da doch die ganze Nation, selbst den Pöbel nicht ausgenommen, ein feineres Gehör hat, als jede andere.

An dem grünen Donnerstage und Charfreitage Abends ist in der Peterskirche die Erleuchtung des Creutzes. Die ganze Kirche ist dunkel und nur vor dem Hochaltar hängt aus der Kuppel ein großes Creutz herab, welches durch unzählige Lampen erleuchtet wird. Schön ist die Idee, an diesem Tage jeden Schmuck wegzulegen, die Gemälde zu verdecken, alles finster und öde zu lassen, um nur das Creutz, das Zeichen des hohen Tages, zu erheben, und alle Augen darauf zu richten. Welch' einen Eindruck dieser Anblick in der ungeheuren Kirche machen müsse, könnt Ihr Euch vorstellen; Schade nur, daß hier auch an diesen Abenden der allgemei-

ne Versammlungsort für das ganze Römische Volk ist, und dafs man daher wegen des unaufhörlichen Getümmels und Plauderns sich selbst keinen Augenblick überlassen ist. An dem Charfreytag Abends nach der Vesper kommt der Pabst zur Anbetung in die Kirche und betet. Dieses schien der würdige Greis so natürlich und herzlich zu thun, dafs man ihn ohne Rührung und Wohlwollen nicht ansehen konnte.

Der grofse Segen wird zweymal gegeben, einmal, an dem grünen Donnerstag nach der Fußwaschung, und das zweytemal den ersten Osterfeyertag nach der Messe. Die Ablefung der Bulle in coena domini und das Anathema gegen die Ketzer ist schon von dem Pabst Ganganelli unterlassen worden. Die hohe Messe an dem ersten Festtage ist sehr feyerlich. Die Peterskirche glänzt in ihrem höchsten Schmuck. In Begleitung einer langen Reihe von Cardinälen, Bischöffen Prälaten und Ordens-Generälen wird der Pabst

in einem großen Sessel und mit der dreyfachen Krone auf seinem Haupte hinein getragen. Noch keinen Priester sahe ich den Gottesdienst so schön und feyerlich verrichten, als ihn. Nach der Messe geht der Zug auf den Balcon vor der Kirche. Mir hatte das Herz schon geklopft, als ich ihn daher tragen sah, einen der schönsten Greise, voll Inbrunst des Gebets und immer segnend zu allen Seiten. Jetzt trat er oben hervor. Der ganze ungeheure Platz war mit einer zahllosen Menge von Menschen angefüllt. Wie nun der Pabst Hände und Augen gen Himmel hob, mit der ihm gewöhnlichen Inbrunst und Feyerlichkeit, die Hände darauf nach dem Volke ausstreckte und es segnete, wie da alles auf einmal niederfiel und die Canonen von der Engelsburg donnerten, den Eindruck vermag ich Euch nicht zu beschreiben; wüßte aber nicht, wofür ich ihn hingeben möchte. Ob es vernünftig sey, stehen zu bleiben, oder auch nieder zu knien, darüber habe ich nicht nachgedacht; aber ich

lag da, ganz natürlich, wie die Andern, liefs mich auch segnen, und, warum soll ich es läugnen, die Thränen standen mir in den Augen. Es mag sich wohl Manches darüber sagen lassen, aber am Ende kommt es mir doch vor, als sey das natürliche Niederfallen wohl so gut, als das raisonnirte Stehenbleiben, und noch reut mich der empfangene Segen nicht.

Erleuchtung und Feuerwerk auf der Engelsburg beschliesst den Montag- und Dienstag-Abend die Feyerlichkeit. Die meisten etwas ansehnlichen Häuser sind erleuchtet, und vor den vornehmsten brennen Pechtonnen, eine der vorzüglichsten Ergötzlichkeiten für Alt und Jung. Die Tonnen werden von innen mit Pech bekleidet und auf dem Boden ein Feuer angezündet, welches dann schnell um sich greift. Wirklich nimmt sich die Sache nicht übel aus; aber das vorzüglichste Schauspiel dabey ist die gespannte Aufmerksamkeit der Römer, und wie sie die grossen funkeln-

den Augen von einer Tonne zu der andern wenden, um zu sehen, welche zuerst zusammen fallen werde. So nimmt dieses Volk für die kleinste Sache Parthey, und Ihr glaubt nicht, wie ansteckend das Peyspiel ist. — Das Feuerwerk auf der Engelsburg gehört eigentlich für den Krönungstag des Pabstes; aus Gefälligkeit gegen die vielen anwesenden Fremden verschiebt er es aber immer auf diese Tage. Anfang und Ende sind das Schönste davon; einige Hundert Racketen fliegen mit einem male auf, und zerplatzen hoch in der Luft mit einem Geräusch, welches den Donner trefflich nachahmt. Das Uebrige ist weniger außerordentlich; überhaupt aber ist die Geschicklichkeit der Römischen Feuerwerker sehr groß.

Morgen reise ich zurück nach Neapel. Gott befohlen!

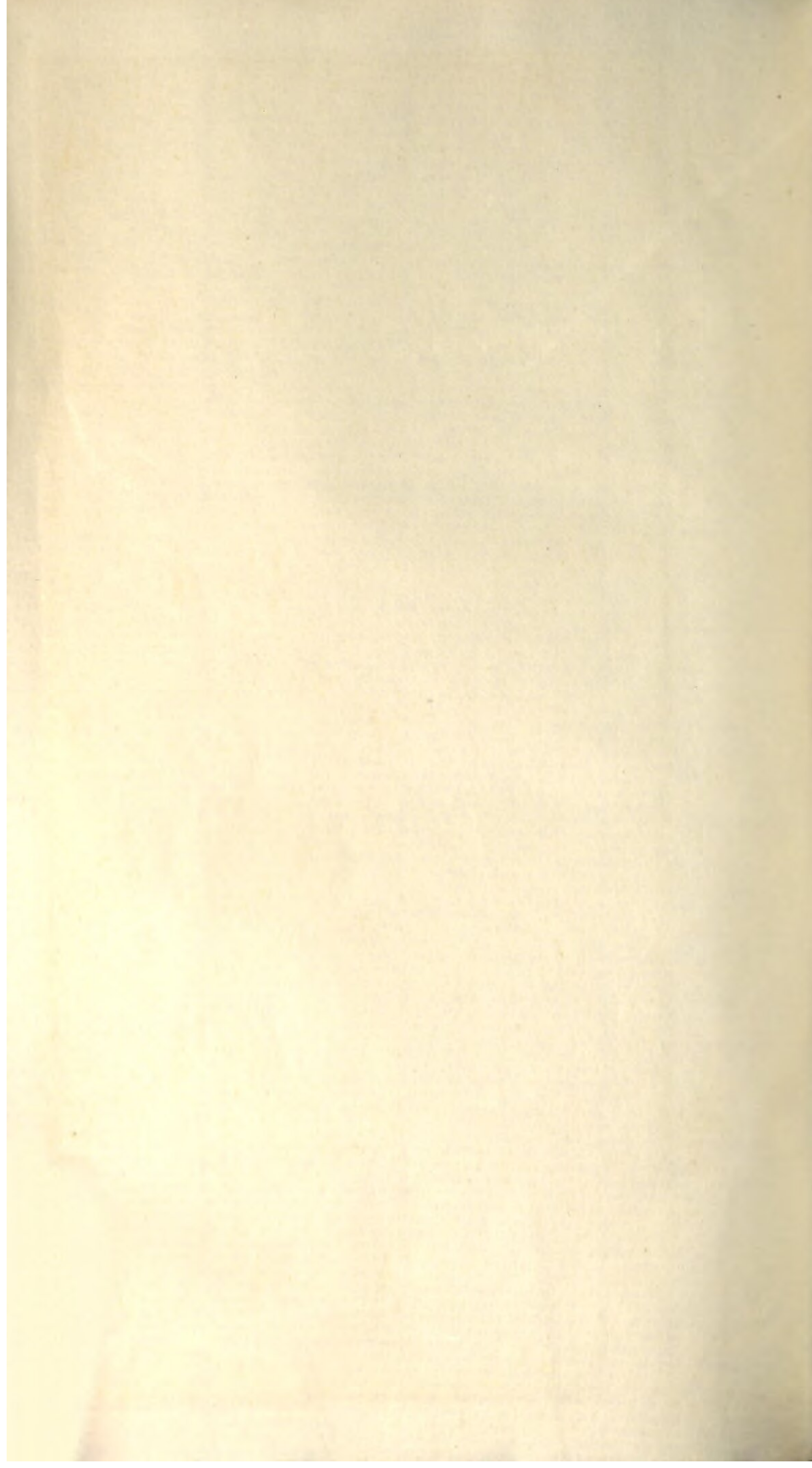
Chemnitz,

gedruckt bey Johann Carl Wesselhöft.

1

gedruckt bey Johann Carl W. Hoffmeister.

28 Bo
L 79



Jacobi, Georg Arnold,

Briefe Aus Der Schweiz Und Italien

Bd.: Erster Band

Lübeck und Leipzig 1796

It.sing. 1454 h-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469463-9

VD18 80015875